



Nr. 1464

# ***Das Phantom von Phönix***

von Kurt Mahr

*In der heimatischen Galaxis, die Perry Rhodan und die übrigen Rückkehrer aus dem Universum Tarkan mit einer Verspätung von fast 700 Jahren erreichten, hat sich Erschreckendes getan. Jetzt, im Sommer 1144 A/GZ, ist es jedenfalls nicht mehr möglich, der negativen Entwicklung noch Einhalt zu gebieten.*

*Die Drahtzieher dieser Politik scheinen die Cantaro zu sein, so glaubt Perry Rhodan bald zu wissen, und der Terraner erkennt auch, daß die Kräfte der Opposition zu schwach sind, die neuen Machthaber zu stürzen. Rhodan resigniert trotzdem nicht, sondern kämpft unverdrossen weiter für die Befreiung der Galaktiker, obwohl ein unbekannter Feind ihm schwer zu schaffen macht.*

*Eine wertvolle Hilfe für den Terraner stellen die drei Anoree dar. Die Aktivitäten ihres sogenannten Friedenssprechers verursachen Unruhe beim Gegner und führen gegen Ende des Jahres 1145 zum Kontakt mit einem Überläufer, der die Information übermittelt, daß die Herren der Straßen einen Angriff auf die Freihändlerwelt Phönix planen.*

*Es ist daher verständlich, daß Perry Rhodan so schnell wie möglich nach Phönix aufbricht, wo er sowohl Abwehr- als auch Evakuierungsmaßnahmen einleiten will.*

*Auch ein anderer hat sich den Planeten zum Ziel erwählt: DAS PHANTOM VON PHÖNIX...*

## Hauptpersonen des Romans:

**Sato Ambush** - Der Pararealist beschäftigt sich mit SHF-Strahlung.

**Irmira Kotschistowa** - Die Metabiotikerin kämpft gegen die Zeit.

**Jennifer Thyron** - Der Aktivatordieb erwählt die Terranerin als neues Opfer.

**Perry Rhodan, Roi Danton und Ronald Tekener** - Sie verteidigen die Welt der Freihändler.

**Pradu men Kaan und Frodar Huggins** – Sie bekommen es mit dem Phantom von Phönix zu tun.

## PROLOG

Sie sah hinaus auf das stille blaue Wasser der Bucht. Die Szene war idyllisch. Der weiße Sand glitzerte in der Sonne. Hohe, palmenähnliche Gewächse säumten den Strand. Es war Mittag in der kleinen Stadt Mandalay. Aber die Gedanken der jungen Frau waren weit weg: auf Charon und auf Styx, auf Porta und Ultima. Der Verstand registrierte das friedliche Bild nicht, das die Augen ihm vermitteln wollten. Die idyllische Ruhe war trügerisch. Es waren unsichere Zeiten, und der Mann, dem Jennifer Thyrons Gedanken galten, war auf gefährlicher Mission unterwegs.

Phönix, die Welt der Freihändler, befand sich seit Monaten in Alarmzustand. Mit einem Angriff der Cantaro war in jeder Stunde zu rechnen. Die Tyrannen der Milchstraße wußten, wo die Widerstandskämpfer ihren Stützpunkt hatten; daran bestand kein Zweifel mehr, seit Ichō Tolot auf dem zweiten Planeten der Sonne Ceres haltgemacht und Bericht erstattet hatte. Es war nur eine Frage der Zeit, wann ein Verband cantarischer Kampfschiffe über Phönix auftauchen würde.

Ronald Tekener war unterwegs, um die Einsatzbereitschaft der Verteidigungsanlagen auf den Monden Charon und Styx sowie auf den Planeten Porta und Ultima zu überprüfen. Jede Minute, die er im interplanetarischen Raum verbrachte, bedeutete tödliche Gefahr. Denn wenn die Cantaro kamen, würden sie wie ein Ungewitter aus dem Hyperraum hervorbrechen, und ein einzelnes Schiff hatte gegen die mörderische Feuerkraft ihrer schweren Geschütze keine Überlebenschance.

Die Freihändler hatten im vergangenen halben Jahr nahezu Übermenschliches geleistet. Die Abwehrforts auf Styx, Porta und Ultima waren auf modernste Technik umgerüstet worden. Die Raumjäger-Geschwader waren mit den neuesten Versionen des Virtuallbildners und des Maxim-Orters ausgestattet. Ronald Tekener und seine Mitarbeiter waren davon überzeugt, daß nach derart massiven Vorbereitungen eine erfolgreiche Abwehr des erwarteten Cantaro-Angriffs durchaus im Bereich des Möglichen liege. Voraussetzung dabei war natürlich, daß die Cantaro nicht mit geballter Macht angriffen. Aber das würden sie nicht, meinte Ronald. Sie waren sich ihrer technischen Überlegenheit bewußt und sahen keinen Anlaß, Phönix mit mehr als - na, sagen wir: 50 bis 60 Schiffen anzugreifen.

Jennifer wußte nicht, ob sie seinen Optimismus teilen sollte. Die Cantaro rechneten damit, daß die Freihändler sich auf den Überfall vorbereiteten. Es war nicht die Art der Droiden, Risiken einzugehen. Sie waren kühle Rechner und überließen nichts dem Zufall. Wenn sie Phönix angriffen, dann würden sie es mit voller Wucht tun, und es mochte durchaus sein, daß sich alle Mühen, die Ronald Tekener und seine Mitstreiter unternahmen, um die Verteidigungsanlagen zu stärken und zu verbessern, letzten Endes als vergebens erwiesen.

Es war merkwürdig, fand sie, wie wenig die Vorstellung bevorstehenden Unheils sie berührte. Schätzte sie das Leben so gering? Davon konnte keine Rede sein. Aber sie hatte sich in den vergangenen Monaten einen gewissen Fatalismus anerzogen, der ihr verbot, sich über Dinge aufzuregen, an denen sie ohnehin nichts ändern konnte. Die langen Jahre des Wartens hatten die Seele abgestumpft. Der Feind zeigte sich so unbezwingbar wie eh und je. Die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in die Milchstraße war längst geschwunden. Auch die Erfolge, die Perry Rhodan und seine Begleiter vor kurzem errungen hatten, gaben wenig Anlaß zu Optimismus. Denn sie waren inzwischen zu Nichts geworden.

Ichō Tolot war auf Phönix gelandet. Das hatte er Atlan versprochen: auf dem Weg nach Terzrock, wo er die Spur seines verschollenen Volkes aufzunehmen gedachte, einen Zwischenstopp einzulegen, damit er die Freihändler über die Ereignisse der letzten Zeit informieren könne. Perry Rhodan war wohl zunächst erfolgreich gewesen. Es war ihm gelungen, den Chronopuls-Wall zu durchdringen. Jenseits des Walles war er auf ein zweites Hindernis gestoßen, das seinen Vormarsch eine Zeitlang aufhielt. Aber auch den Virenwall hatte man bezwingen können und war schließlich auf die Organisation WIDDER gestoßen - Widerstandskämpfer gegen die Tyrannen der Milchstraße, deren Anführer sich Romulus nannte. Wer hätte Perry Rhodans Überraschung beschreiben mögen, als er erkannte, daß sich hinter dem Tarnnamen Romulus kein anderer verbarg als Homer G. Adams, der frühere Chef der Kosmischen Hanse, der sich inzwischen zum Strategen und Wissenschaftler entwickelt hatte!

Zusammen mit den *Widdern* hatte Perry Rhodan den im Aufbau befindlichen Cantaro-Stützpunkt Uulema zerstört. Im Verlauf des Einsatzes auf Uulema war Pedrass Foch aus cantarischer Gefangenschaft befreit worden. Obendrein hatte man wertvolle Informationen erbeutet, die darauf hinwiesen, daß das Perseus-Black-Hole ein weiteres lohnendes Angriffsziel sei.

Aber das Schwarze Loch Perseus hatte sich als Falle erwiesen. Rhodans kleine Streitmacht war von einem

zahlenmäßig wie technisch überlegenen Cantaro-Verband vernichtend geschlagen worden. Rhodan selbst hatte überlebt, ebenso Atlan, Roi Danton und Homer G. Adams. Aber drei Raumschiffe waren mitsamt Besatzung vernichtet worden: Die BLUE-JAY, die CRAZY HORSE und die SORONG.

Nein, fand Jennifer: Es gab wahrhaftig keinen Grund, optimistisch zu sein. Die Sache der Freihändler hatte moralischen Aufschwung genommen, als Perry Rhodan zurückkehrte und sie zu der seinen machte. Von der Legende namens Rhodan erhofften die Freihändler sich Wunder. Also gut ein halbes Wunder war geschehen: Sato Ambush und seine Mitarbeiter hatten es geschafft, den von Geoffry Waringer konzipierten Pulswandler bis zur Einsatzreife zu entwickeln und damit die erste Bresche in den bis dahin als unbezwingbar geltenden Chronopuls-Wall zu schlagen. Es hatte damals ganz so ausgesehen, als wären die alten Zeiten zurückgekehrt: Generationen von Menschen und Nichtterrestriern bemühten sich jahrhundertlang um die Lösung eines Problems; dann tauchte Perry Rhodan auf, und binnen weniger Monate ergab sich die Lösung wie von selbst.

Aber es hatte eben nur so ausgesehen. Das Gesicht der Wirklichkeit war ein ganz anderes. Die vermeintlichen Erfolge, die Perry Rhodan bisher im Kampf gegen die Tyrannen der Milchstraße hatte erzielen können, waren solche, die ihm von den *Herren der Straßen* freiwillig zugestanden worden waren. So zum Beispiel hatte Rhodans Sieg auf Uulema einzig und allein dem Zweck gedient, ihn in die Falle am Perseus-Black-Hole zu locken. Der Feind spielte mit dem Terraner wie die Katze mit der Maus.

*Lang genug schwarz gedacht*, sagte sich Jennifer und löste sich vom Anblick des ruhigen Wassers der weiten Bucht. Sie hatte Appetit auf einen Becher Kaffee, gebraut aus den fast schwarz gerösteten Bohnen, die von den robotbewirtschafteten Bergplantagen im Westen des Kontinents Bonin produziert wurden. Auf dem Weg zu der kleinen, mit sinnreichen Automaten ausgestatteten Küche kam sie am Spiegel vorbei, der die Hälfte einer Wand des Hausflurs bedeckte. Sie blieb stehen und musterte ihr Ebenbild.

Eigentlich, fand sie, hatte sie keinen Grund zur Klage. Selbst wenn ihr Leben in der nächsten Sekunde endete, wäre es doch viel länger gewesen als das des Durchschnittsmenschen. Sie war nicht eitel; aber ihr gefiel, was sie sah. Vor ihr im Spiegel waren Gesicht und Gestalt einer Fünfundzwanzigjährigen. Biologisch gesehen, war sie tatsächlich erst 25 Jahre alt; das verdankte sie dem Zellschwingungsaktivator, den sie - unter der Kleidung verborgen - auf dem Leib trug. Sie war im Jahr 3558 alter Zeitrechnung auf Gää geboren. Die Kalenderuhr, die über dem Durchgang zur Küche hing, zeigte das Jahr 1145 NGZ, das auf dem alten Kalender dem Jahr 4732 entsprach. Jennifer Thyron war 1174 Jahre alt. *Eigentlich kaum zu glauben*, dachte sie, während sie sich zögernd vom Spiegel abwandte.

Die kurze Pause der Selbstbetrachtung hatte ihrer Seele gutgetan. Die düstere Laune war verfliegen. Eine Sekunde lang dachte sie dran, die MAR-QUETTE anzurufen, mit der Ronald Tekener unterwegs war. Seitdem man auf Phönix zu wissen glaubte, daß die Cantaro den Standort des Freihändler Stützpunkts kannten, war das Verbot der drahtlosen Kommunikation aufgehoben. Aber sie verwarf den Gedanken wieder. Nur um einer Laune willen durfte sie Ronald nicht bei der Arbeit stören.

Sie sah auf die Uhr, bevor sie in die Küche trat. In spätestens vier Stunden war er ohnehin wieder zu Hause. Sie stellte sich vor, wie er durch die Tür kam und sie umarmte. Es wurde ihr warm ums Herz.

Allen trüben Aussichten zum Trotz: Das Leben war schön!

1.

13. Dezember 1145

Mit unverkennbarem Mißfallen glitt Sato Ambushs Blick über den umfangreichen Versuchsaufbau. Thomas Alva Edison fiel ihm ein: Seine ersten Glühbirnen waren unförmige Gebilde gewesen, der Prototyp des Phonographen eine Monstermaschine. Der Mensch tat sich schwer, wenn er in neue Bereiche des Wissens vorstieß. Die Versuchsanordnung, mit der der Pararealist den Geheimnissen der superhochfrequenten Hyperstrahlung zu Leibe zu rücken gedachte, ließ jegliche Eleganz vermissen. Sie war plump, primitiv und aufgebläht. Sato Ambush war es gewöhnt, mit Mikrogeräten zu arbeiten. Was er hier vor sich hatte, waren Kisten, Kästen und Module, die den kleinen Laborraum an Bord der ODIN bis in den hintersten Winkel füllten.

Superhochfrequente Hyperstrahlung fiel in den Bereich oberhalb 1015 Heef (Hyperenergy Equivalent Frequency). Die galaktische Technik hatte für Strahlung derart kurzer Wellenlängen bisher keine Verwendung gefunden. Für die Erzeugung der Wellen wurden gigantische Apparaturen benötigt, und der Empfang war nur mit überaus komplexen Geräten möglich. Sato Ambush hatte mit SHF-Strahlung zu experimentieren begonnen, weil ihn grundsätzlich alles interessierte, was außerhalb der konventionellen Wissensbereiche lag. Der unförmige Versuchsaufbau war das Ergebnis langer Monate mühevoller Bastelarbeit, in sich selbst ein Experiment in Frustration, weil der Pararealist allem abhold war, was sich nicht niedlich verpacken und auf einen Experimentiertisch herkömmlicher Abmessungen unterbringen ließ. Die Mühe hatte sich gelohnt. Vor fünf Monaten, als die CIMARRON nach der Katastrophe am Perseus-Black-Hole halbwrack auf der düsteren Welt Sisyphe lag, hatte Sato Ambush zum erstenmal hyperenergetische Signale registriert, die aus allen Richtungen mit gleicher Intensität zu kommen schienen und einer Trägerwelle von  $1,82 \cdot 10^{15}$  Heef aufmoduliert waren. Die Signale waren unentzifferbar. Sie

unterschieden sich voneinander in Dauer und Impulsform und traten in unregelmäßigen Zeitabständen auf. Manchmal folgten sie in Sekundenschnelle aufeinander; dann wiederum vergingen Stunden, ohne daß ein einziger Impuls registriert wurde. Damals auf Sisyphos hatte Ambush gemeint, die SHF-Signale seien dafür verantwortlich, daß der Autopilot die ansonsten gänzlich unbekannten Koordinaten des Megaira-Systems plötzlich im Astrogationsspeicher so vorgefunden hatte, und auch dafür, daß die Daten kurze Zeit später auf unerklärliche Art und Weise wieder gelöscht worden waren. Inzwischen hatte er seine Ansicht geändert. Es gab keinerlei Anzeichen für eine wie auch immer geartete Wechselwirkung zwischen den Signalen und dem Syntron-Verbund der CIMARRON.

Seit dem Unglück am Schwarzen Loch Perseus war viel geschehen. Perry Rhodan war mit Galbraith Deighton zusammengetroffen und hatte nach dem Tod des alten Freundes dessen Raumschiff, die ODIN, übernommen. Sato Ambush war mitsamt seinem Versuchsaufbau an Bord des neuen Flaggschiffs übergewechselt und hatte seine Versuche fortgesetzt.

Bis heute war er der Entschlüsselung der geheimnisvollen Signale keinen Schritt näher gekommen. Es gab Augenblicke, da fragte er sich allen Ernstes, ob es überhaupt sinnvoll sei, die Messungen fortzusetzen. Mehrmals war er drauf und dran gewesen, die plumpe Apparatur einfach abzureißen. Aber es ging von den unregelmäßig geformten Impulsfolgen eine Faszination aus, der er sich nicht entziehen konnte, und er begann zu glauben, daß ihm eines Tages die Erleuchtung kommen werde, deren er bedurfte, um die Bedeutung der rätselhaften SHF-Signale zu verstehen.

Die Beschäftigung mit dem Experiment war zur Routine geworden. Mehrmals im Verlauf des vierundzwanzigstündigen Bordtags suchte er den kleinen Laborraum auf und ließ sich vom Syntron die Aufzeichnungen der vergangenen Stunden vorführen.

Der Versuchsaufbau war automatisiert. Die Sensoren, die die SHF-Signale auffingen, waren weitmaschig über die felsige, atmosphärelose Oberfläche des Asteroiden Campbell verstreut. Was die Sensoren maßen, wurde sofort an den Syntron-Verbund übertragen, von dem ein Sektor speziell für die Überwachung des Experiments reserviert war. Der Syntron nahm die üblichen Analysen vor: Impulsform, Fourier, Messung des zeitlichen Abstands, Isotropiedefizienz. Besonders am letzteren war Sato Ambush interessiert. Er vermutete nämlich, daß die geheimnisvolle SHF-Strahlung deswegen so frustrierend isotrop war, weil sie von zahlreichen, gleichmäßig verteilten Sendern emittiert wurde. Gelänge es ihm, auch nur eine winzige Abweichung von der Isotropie der Strahlung festzustellen, dann wäre es vielleicht möglich, einen der Sender anzupeilen. Bisher hatten alle derartigen Meßversuche negative Resultate erzeugt. Die SHF-Signale kamen aus allen Richtungen mit gleicher Stärke. Die Daten würden auch heute keine Defizienz aufweisen, dachte Sato Ambush niedergeschlagen.

»Spiel mir vor, was du aufgezeichnet hast«, forderte er den Syntron auf.

Vor ihm, mitten im Raum, entstand eine Bildfläche. In leuchtendem Grün zog sich das straffe Band der Trägerwelle quer durchs Bildfeld. Der Trägerwelle aufgesetzt erschienen schmale, steile Impulsgruppen unterschiedlicher Form. Sie waren in ungleichmäßigen Abständen entlang des grünen Bandes verteilt.

»Analysedaten«, verlangte der Pararealist.

Der Syntron antwortete mit langen Symbol- und Ziffernketten, die er verbal kommentierte. Schon nach der ersten Minute wußte Sato Ambush: Es hatte auch während der vergangenen 24 Stunden keine neuen Erkenntnisse gegeben.

»Alles in allem muß man feststellen«, beendete der Syntron seinen Kommentar, »daß zwar versuchsweise eine Zuordnung der Signale zu gewissen Impulsformgruppen vorgenommen werden kann. Aber ...«

Ambush horchte auf. Es geschah selten, daß der Syntron sich mitten im Satz unterbrach.

»Was ist?« fragte er ungeduldig.

»Eine neue Messung«, antwortete der Servo, der irgendwo unter der Decke des Laborraums schwebte und als Mittler zwischen dem Syntron-Verbund und der Umwelt fungierte. »Sieh selbst!«

Die Signale waren auf der Darstellung langsam von rechts nach links gewandert. Jetzt erschien vom rechten Bildrand her eine neue Impulsgruppe. Sato Ambush hielt unwillkürlich den Atem an. Die Gruppe bestand aus mehreren dicht nebeneinander angeordneten, steilen Zacken, deren Amplitude die der bisher beobachteten Signale mindestens um das Fünffache übertraf.

»Wo kommt das her?« fragte der Pararealist aufgeregt.

»Aus der Nähe«, antwortete der Syntron mit entnervender Gelassenheit. »Von Isotropie ist keine Rede. Ich bin dabei, die Peilergebnisse auszuwerten. Fest steht jedenfalls, daß dieses Signal aus gänzlich anderer Quelle kommt als die übrigen Impulsgruppen. Die ersten Resultate liegen vor. Die Quelle befindet sich ... an Bord dieses Schiffes.«

Norman Glass, der 1. Pilot der ODIN, war im Grunde genommen ein verständnisvoller Mensch. Aber diesmal hatte Sato Ambush Schwierigkeiten, ihm die Wichtigkeit seines Anliegens klarzumachen.



Glass war Terraner, geboren im Jahr 386. Was einem an ihm zuerst auffiel, waren die tief in den Höhlen sitzenden, von dunklen Ringen untermalten Augen und die eingefallenen Wangen. Das Gesicht wirkte zugleich streng und kränklich, und der Eindruck wurde dadurch nicht verbessert, daß Glass das blonde Haar straff nach hinten gekämmt trug.

In Wirklichkeit war Norman Glass alles andere als krank. Er erfreute sich bester geistiger wie körperlicher Gesundheit. Sein Aussehen reflektierte die asketische Lebensweise, deren er sich befleißigte. Er war, was man in früheren Tagen einen Karrieremenschen genannt hätte, ging voll in seinem Beruf auf und hatte eine tiefverwurzelte Abneigung gegen alles, was spleenig oder irrational war.

»Ich weiß nicht, ob ich das darf«, antwortete er auf Sato Ambushs Drängen, und sein Gesicht brachte deutlich zum Ausdruck, daß ihm der Wunsch des Pararealisten Unbehagen verursachte.

»Ich kann es verantworten«, erklärte Ambush im Brustton der Überzeugung. »Perry wird verstehen, daß es um Wichtiges ging. Ich brauche nur deine Zustimmung.«

»Worum geht es eigentlich?« fragte Norman Glass.

»Ich hab' es dir schon dreimal erklärt ...«, begann der Pararealist, dem allmählich die Geduld ausging.

»Ja, und ich hab's immer noch nicht richtig verstanden«, konterte Norman Glass.

»An Bord unseres Schiffes gibt es eine Quelle superhochfrequenter Hyperstrahlung«, begann Ambush und zog dabei die Worte in die Länge, als spräche er zu einem Begriffsstutzigen. »Die Strahlung stammt von keinem der in der ODIN installierten Geräte. Sie muß von einem Fremdkörper ausgehen. Der Syntronsektor,

den du mir für meine SHF-Experimente zur Verfügung gestellt hast, weiß, wo sich der Ausgangsort der Strahlung befindet. Er liegt in einem der Räume, die zu Perry Rhodans Unterkunft gehören.«

Glass zögerte eine Sekunde. Dann gab er einen schicksalsergebenden Seufzer von sich und sagte:

»Also meinetwegen. Ich löse die syntonische Verriegelung. Du kannst dich in Perrys Quartier umsehen. Aber die Verantwortung für diese Sache übernimmst du selbst!«

»Wie ich schon sagte«, murmelte Sato Ambush und setzte sich in Richtung des Ausgangs in Bewegung.

*Es wäre alles viel leichter*, dachte er ärgerlich, *wenn ich nicht mit Dritten zu verhandeln brauchte*. Die Angelegenheit war delikat. Er hatte einen bestimmten Verdacht. Mit Perry Rhodan hätte er frei darüber sprechen können. Aber Norman Glass zum Beispiel ging die Sache nichts an. Rhodan indes war weit von Campbell entfernt, in einem gefährlichen Einsatz auf der cantarischen Brutwelt Sampson, auf der er eines Generalfährnichts habhaft zu werden gedachte, der seine Bereitschaft, den *Herren der Straßen* die Loyalität aufzusagen, kundgetan hatte. Sato Ambush wußte nicht, was er sich unter einem Generalfährnisch vorzustellen hatte. Es handelte sich ohne Zweifel um einen Cantaro, und darüber hinaus um einen solchen, der auf der Brutwelt für eine hohe Position ausgebildet wurde und daher über umfangreiche Kenntnisse verfügte.

Wie dem auch immer sein mochte: Perry Rhodan war weit weg, und Sato Ambush mußte seinem Verdacht auf eigene Rechnung nachgehen. Der Eingang zu Rhodans Unterkunft lag auf dem Zentraldeck, nur wenige Schritte vom Hauptschott des Kontrollraums entfernt. Norman Glass hatte Wort gehalten und die Verriegelung gelöst. Die Tür öffnete sich selbsttätig, als der Pararealist sich ihr nun bis auf zwei Schritt genähert hatte.

Er zog das kleine Stück Druckfolie hervor, auf dem die Koordinaten des Punktes, an dem das geheimnisvolle Signal seinen Ausgang genommen hatte, angegeben waren. Der Syntron hatte ein übriges getan und den Punkt auf einer schematischen Darstellung des Zentraldecks eingezeichnet. Sato Ambush sah sich um. Er war schon mehrmals hiergewesen; aber die Schematik empfand er als verwirrend. Er befand sich in einem Vorraum. Das Zimmer, in dem der Syntron den Zielpunkt als roten Klecks markiert hatte, lag zur Linken.

Zögernd trat er durch den offenen Durchgang. Der Raum, in den er gelangte, war zu Wohnzwecken eingerichtet: eine Couch an der Wand, zwei Beistelltische, eine Sitzgruppe, die sich um einen Cocktaillisch reihte. In der Mitte des Raumes stand ein weiterer Tisch. Er diente einem glockenförmigen Gebilde aus schimmerndem Polymermetall als Unterlage. Die Glocke war einen halben Meter hoch und besaß an der Basis einen Durchmesser von 40 Zentimetern.

Sato Ambush brauchte nicht weiter zu suchen. Sein Verdacht hatte sich bewahrheitet. Lange Zeit war daran herumgerätselt worden, mit welchen Methoden Perry Rhodans unheimlicher Gegner jedem Schritt des Terraners zu folgen vermochte. Man hatte vermutet, daß Monos die Möglichkeit besaß, entweder die hyperenergetische Komponente der Rhodanschen Zellkernstrahlung oder die Streuemission des Zellschwingungsaktivators über große Entfernungen hinweg anzumessen. Aber alle Versuche, Rhodan durch energetische Schutzfelder abzuschirmen, waren fehlgeschlagen. Mehrere Zwischenfälle der jüngsten Vergangenheit bewiesen, daß Monos immer noch zu jeder Sekunde über den Aufenthalt des Mannes informiert war, zu dessen persönlichem Feind er sich erklärt hatte.

*Wir hätten früher darauf kommen müssen*, dachte der Pararealist. *Die Lösung des Problems lag die ganze Zeit über genau vor unserer Nasenspitze*. Langsam wandte er sich ab und kehrte bedächtigen Schrittes zum Kontrollraum zurück. Dort war Norman Glass noch immer mit der Sichtung astrogatorischer Daten beschäftigt. Er sah auf, als er Sato Ambush eintreten hörte.

»Schon fertig?« fragte er überrascht.

Ambush nickte lächelnd.

»Fertig«, bestätigte er. »Und für dich ergeben sich daraus einige Folgen.«

»Wie bitte?«

»Ich siedle an Bord der CASSIO-PEIA über. Die CASSIOPEIA und die ODIN setzen sich sofort in Marsch. Die CASSIOPEIA kehrt nach Heleios zurück. Die ODIN nimmt einen Kurs, den ich ihr vorschreiben werde.«

Norman Glass war seiner Überraschung bald Herr geworden. Er wirkte grimmig.

»Du bist entweder übergeschnappt«, sagte er, »oder es ist etwas ...«

»Laß es mich dir erklären«, fiel ihm der Pararealist ins Wort. »Ich bin einer merkwürdigen Sache auf die Spur gekommen ...«

2. 25. Dezember 1145

Perry Rhodans Quartier im Stützpunkt der *Widder* auf Heleios war eine spartanische Angelegenheit: zwei karg möblierte Räume, einer zum Schlafen, der andere zum Sich-darin-Aufhalten; des weiteren zwei Nebenräume, davon einer eine kleine automatische Küche, der zweite für hygienische Zwecke gedacht. Immerhin war der Aufenthaltsraum mit Kommunikations- und

Computeranschlüssen ausgestattet. Man fühlte sich einsam hier unten auf der neunten Kelleretage des Stützpunkts. Die Stille in den grell erleuchteten Korridoren tief unter der bergumschlossenen und dschungelbedeckten Hochebene wirkte erdrückend. Aber man war nicht von der Umwelt abgeschnitten. Ein Zuruf an den Servo genügte, und schon war die Verbindung mit einem Gesprächspartner hergestellt.

Die QUEEN LIBERTY mit dem Einsatzkommando Sampson und dem Gefangenen Shoudar an Bord war vor knapp zwei Stunden nach Heleios zurückgekehrt. Die übrigen Schiffe, die mittel- oder unmittelbar am Einsatz auf der cantarischen Brutwelt beteiligt gewesen waren, hatten längst schon wieder zum geheimen Stützpunkt der *Widder* zurückgefunden: Die CASSIOPEIA, CIMARRON und YALCANDU. Nur die ODIN fehlte noch, und darüber war Perry Rhodan höchst besorgt; denn an Bord der ODIN befand sich seine Tochter, Eirene. Unmittelbar nach der Landung der QUEEN LIBERTY hatte Sato Ambush Perry Rhodan um eine Unterredung gebeten, und seinem Wunsch war gerne stattgegeben worden. Der Pararealist gehörte eigentlich zur Besatzung der ODIN, und seine Anwesenheit auf Heleios konnte im Grunde genommen nur bedeuten, daß der ODIN nichts Ernsthaftes zugestoßen war. Wahrscheinlich suchte er die Unterredung, um über das Schicksal des Schiffes zu berichten.

Perry Rhodan hatte sich sofort in sein Quartier begeben. Es gab Wichtiges zu tun. Die Expedition nach Phönix mußte unverzüglich zusammengestellt und in Marsch gesetzt werden. Shoudar, der gefangene Generalführer, hatte ausgesagt, daß die Cantaro einen Angriff auf die Welt der Freihändler planten. Shoudar war auf Sampson durch die Detonation einer in seinen Körper eingebetteten Sprengkapsel schwer verletzt worden. Ein medotechnisches Spezialistenteam hatte ihn dann an Bord der QUEEN LIBERTY wieder zusammengeflickt. Shoudar wußte, daß er den Medotechnikern sein Leben verdankte. Er wußte außerdem, daß die Sprengkapsel in seinem Körper von seinen Vorgesetzten, dem Supremkommando, gezündet worden war, als Gefahr bestand, daß er

Idem Gegner in die Hände fiel. Er schuldete dem Supremkommando keine Loyalität mehr und gab willig alles zum Besten, was er über die strategische Planung der Cantaro wußte. Über den Angriff auf Phönix war er besonders gut informiert, weil er selbst daran hätte teilnehmen sollen.

Für den Terraner stand seit langem fest, daß Phönix auf die Dauer nicht gehalten werden konnte. Dem Gegner, der zu jeder Stunde des Tages und der Nacht wußte, wo Rhodan sich aufhielt, war der Standort der Freihändlerwelt längst bekannt. Mochte er sich auch noch so überlegen fühlen, eines Tages würde er gegen Phönix vorgehen müssen, und sei es nur, um ein Exempel zu statuieren. Für Perry Rhodan ging es darum, die noch auf Phönix verbleibenden Freihändler schnellstens zu evakuieren.

Perry Rhodan selbst würde die Expedition leiten: Er durfte sich nicht lange auf Heleios aufhalten. Zwar gaben die Ereignisse der jüngstvergangenen Tage und Wochen zu der Vermutung Anlaß, daß Monos seine Spur verloren hatte. Aber sicher konnte man dessen nicht sein, und solange in dieser Hinsicht keine Gewißheit bestand, war jeder als gefährdet zu betrachten, der sich in Rhodans Nähe befand.

Monos! Auf Sisyphos hatte er Perry Rhodan ein »Geschenk« zugesandt, ein Stück seiner selbst, einen kleinen Fetzen Haut. Eine Untersuchung der DNS-Struktur der Zellkerne hatte ergeben, daß in das Genom des Fremden Gesils Erbmerkmale eingebettet waren. Perry Rhodan hatte damals ein Trauma erlitten, das ihm heute noch zu schaffen machte. Sein Feind - ein Sproß Gesils? Man hielt ihn für den Herren der Cantaro. Er selbst war allerdings nicht cantarischer Herkunft. Die Zellstruktur wies im Gegenteil recht eindeutig darauf hin, daß er der Spezies *homo sapiens terrestris* zugehörte. Er war ein Einzelwesen, der Tyrann der Milchstraße - »Der Teufel, der in Terras Hallen wohnt«, wie der unglückselige Geoffry Waringer sich ausgedrückt hatte.

So hatte man es damals gesehen. Dann hatten cantarische Gefangene von den *Herren der Straßen* zu sprechen begonnen, zuerst Veegran, jetzt Shoudar. Für die Cantaro waren die *Herren der Straßen* die obersten Befehlsgeber. Sie waren das Supremkommando. Was man sich darunter vorzustellen hatte, war den Cantaro selbst nicht klar. Shoudar hielt die *Herren der Straßen* für eine elitäre Gruppe mit umfangreichem Wissen ausgestatteter Cantaro, die auf irgendeiner galaktischen Welt ihren Standort hatte und von dort aus die cantarische Strategie lenkte. Aber das war Shoudars private, durch keinerlei Informationen gestützte Meinung.

Zur Verwirrung trug noch bei, daß auch Julian Tiffloor während seiner Expedition zur Galaxis Neyscuur von den *Herren der Straßen* gehört hatte. In der Überlieferung der Anoree waren sie die Erbauer des Sternenstraßennetzes, die man auch *machraban*, d.i. »die alten Herrscher« oder »Archäonten« nannte. In der anorischen Legende spielten die *Herren der Straßen* die Rolle gütiger, weiser Wesen. Konnten sie mit den barbarischen Kreaturen identisch sein, aus denen sich das Supremkommando zusammensetzte?

Wer war also nun der Gegner? War er das Einzelgeschöpf, das Perry Rhodan ein makabres Geschenk in Form einer Zellgewebprobe überreicht hatte, oder waren es die *Herren der Straßen*? In welcher Beziehung standen die Herren und Monos zueinander? War Monos womöglich ganz und gar ein Einzelgänger, der mit den Cantaro überhaupt nichts zu tun hatte?



Perry Rhodan war längst davon abgekommen, sich über derlei Dinge den Kopf zu zerbrechen. Durch Spekulieren allein ließ sich hier keine Antwort finden. Ein Lichtblick war, daß Shoudar sich zur Zusammenarbeit mit den *Widdern* bereit erklärt hatte. Vielleicht ließ sich in seiner Erinnerung etwas finden, das Licht in die komplizierte Struktur der cantarischen Hierarchie warf. Shoudar war auf Sampson als Generalfähnrich aufgewachsen. Sobald sein Aufzuchtprozeß abgeschlossen war, wäre er als General bei den cantarischen Streitkräften eingesetzt worden. Über dem Rang des Generals gab es nur noch den des Feldherrn; darüber kamen gleich die *Herren der Straßen*. Shoudar besaß umfangreiches Wissen. Man mußte ihm Zeit lassen, sich von seinen schweren Verletzungen zu erholen. Dann stand er als Informationsquelle zur Verfügung.

Eines noch machte Perry Rhodan in Gedanken zu schaffen. Dreimal war es bereits geschehen, daß der Gegner Wesen, die im Begriff waren, Geheimnisse zu verraten, rücksichtslos ausgeschaltet hatte. Er bediente sich dazu eines kleinen Sprengsatzes, der irgendwo im Droidenkörper verborgen sein mußte und aus der Ferne gezündet werden konnte. So vermutete man wenigstens; eine andere Erklärung schien es nicht zu geben. Woher der Feind wußte, daß einer seiner Unterlinge sich in bedrohter Lage befand, und wie er den Sprengsatz zündete, war nach wie vor ein Geheimnis. Aber daß die Führungsspitze der Cantaro - mochten es nun Monos oder die *Herren der Straßen* sein - über Mittel verfügte, in Gefahr geratene oder abtrünnige Droiden kurzerhand zu vernichten, daran gab es keinen Zweifel mehr. Galbraith Deighton war auf diese Weise gestorben, ebenso der Cantaro-Offizier, den man auf Ustrac eingefangen hatte. Zuletzt waren auf Sampson sieben von Shoudars Mitzöglingen, Generalfähnriche wie er, kaltblütig ermordet worden, als feststand, daß sie dem Rhodanschen Einsatzkommando in die Hände gefallen waren.

*Todesimpuls* hatte man den unheimlichen Zündmechanismus genannt.

Wenn ein Cantaro abtrünnig wurde, wenn er sich mit aufrührerischen Gedanken gegenüber dem Supremkommando trug oder auch nur das Pech hatte, von feindlichen Streitkräften gefangengenommen zu werden, mußte er mit dem augenblicklichen Tod rechnen. Die menschliche Phantasie malte sich einen grimmigen, von jeglicher Emotion unbelasteten Henker aus, der irgendwo hinter einer gigantischen Zentralkonsole saß und Knöpfe drückte, die für Ahnungslose den Tod bedeuteten. Die Vorstellung war mit Sicherheit falsch. Die Steuerung des Prozesses erforderte ohne Zweifel eine gewaltige Menge von Datenmaterial, deren Verwaltung nur von Computern wahrgenommen werden konnte.

Auch Shoudar hatte dem Todesimpuls zum Opfer fallen sollen. Der Impuls hatte im Innern seines Körpers eine Explosion ausgelöst, die um ein Haar zu Shoudars Tod geführt hätte. Aber er war am Leben geblieben, nicht zuletzt dank der tatkräftigen und sachverständigen Hilfe der medotechnischen Fachkräfte. Die Medotechniker hatten keine Ahnung, wo in Shoudars Leib der Detonator verborgen gewesen war, der auf den Todesimpuls ansprach. Aber sie vermuteten, daß Shoudar - aus der Retorte gezogen wie alle seine Artgenossen - in gewissem Sinne eine Fehlzüchtung sei. Das Organ bzw. der Mechanismus, dessen Explosion durch den Todesimpuls ausgelöst wurde, war in Shoudars Fall nicht in der üblichen Weise entwickelt. Der ehemalige Generalfähnrich galt daher als immun gegen den heimtückischen Impuls. Es war nicht erforderlich, ihn hinter energiereichen Schirmfeldern zu verstecken. Dadurch würde die Kommunikation, wenn man erst einmal darangehen konnte, sich ernsthaft mit ihm unterhalten, wesentlich erleichtert werden.

Durch einen Zuruf an den Servo aktivierte Perry Rhodan den Syntron-Anschluß. Er durfte nicht noch mehr Zeit mit Grübeln verlieren. Phönix schwebte in Gefahr. Der Einsatz mußte schnellstens vorbereitet werden. Der Terraner rief als erstes eine Tabelle sämtlicher auf Heleios stationierten Kampf schiff e ab. Er war im Begriff, die Liste durchzugehen, als der Interkom sich meldete.

Ein Bild entstand. Ein Mann war darauf zu sehen, dessen Gesichtszüge die asiatische Herkunft verrieten. Die großen, wachen Augen verrieten Intelligenz und Umsicht. Einem oberflächlichen Beobachter hätte der kleine Mann leicht als Mißgeburt erscheinen können; denn der massive Schädel bildete einen deutlichen Gegensatz zum schmalschultrigen, schwächtigen Körper.

»Sato«, sagte Perry Rhodan freundlich. »Ich habe auf deinen Anruf gewartet.«

»Darf ich zu dir kommen?«

»Jederzeit.«

Der Pararealist hatte seine Daten vorgelegt und Bericht erstattet.

»Im Juli habe ich mit meinen Messungen begonnen«, sagte er abschließend. »Zu Anfang war meine Versuchsanordnung sicherlich noch unvollkommen. Erst vor kurzem gelang es mir zum erstenmal, die verdächtige Impulsgruppe zu registrieren. In den vergangenen zwölf Tagen habe ich sie noch zweimal nachgewiesen. Die Zeitabstände sind unregelmäßig. Die Signale, aus denen sich die Gruppe zusammensetzt, variieren in Form und Amplitude. Aber stets sind sie weitaus energiereicher als die Impulse, die aus dem Hintergrund stammen, und im Gegensatz zu diesen lassen sie sich ohne weiteres anpeilen.«

Perry Rhodan antwortete lange nicht. Er sah starr vor sich hin.

»Er hat mir also nicht nur ein Geschenk überreicht«, sagte er schließlich, »sondern auch ein Kuckucksei ins Nest gelegt.«



»Es gibt keinen Zweifel«, bestätigte Sato Ambush, »daß die Signale aus der Gewebeprobe stammen, die Monos dir auf Sisyphos hat zustellen lassen. Ich habe die Probe selbst nicht angerührt, kann dir also nicht sagen, wie die Signale erzeugt werden. Aber sie liegen in einem ungewöhnlichen Frequenzbereich, in dem es wenig natürliche Störgeräusche gibt. Sie sind energiereich. Wem käme da nicht der Gedanke, daß es eben diese Impulse sind, die Monos darüber Aufschluß geben, wo du dich aufhältst? Er weiß, daß die Gewebeprobe dich bis auf den Grund der Seele aufgewühlt hat. Er geht davon aus, daß sie sich stets in deiner Nähe befindet. Er braucht nur die Signale anzupeilen, und schon weiß er, wo du bist.«

»Du sprichst von Monos«, sagte Perry Rhodan. »Seitdem haben wir von den *Herren der Straßen* gehört, denen die Cantaro gehorchen.«

»Ich weiß es«, antwortete Sato Ambush. »Ich habe mir die neuesten Berichte noch während des Anflugs der QUEEN LIBERTY durchgesehen. Aber welche Rolle spielt es, wie man den oder die nennt, die sich uns zu Feinden erklärt haben? Wichtig ist in diesem Augenblick nur, daß sie die Möglichkeit verlieren, jeden deiner Schritte zu verfolgen.«

»Du hast die ODIN daraufhin auf einen anderen Kurs geschickt?«

»Ja. Es kostete mich Mühe, Norman Glass zu diesem Schritt zu überreden. Aber er sah schließlich ein, daß es keine andere Wahl gab.«

»Falls der Gegner des Katz- und Mausspiels überdrüssig wird und entscheidet, daß Fern,' Rhodan ein ernst zu nehmender Gegner ist, den man sofort ausschalten muß, ist die ODIN in Gefahr.«

Rhodan sprach mit ungewöhnlichem Ernst, und seine Worte enthielten die Andeutung eines Vorwurfs.

»Von der Gewebeprobe selbst geht keine unmittelbare Gefahr für Mannschaft und Fahrzeug aus«, verteidigte sich der Pararealist. »Ich weiß, was du denkst. Eirene befindet sich an Bord, und Sato Ambush hat sich in Sicherheit ...«

»Unsinn«, fiel ihm Rhodan ins Wort. »Davon war keine Rede. Aber hätte es nicht eine Möglichkeit gegeben, anstatt der ODIN die Gewebeprobe auf einen anderen Kurs zu schicken?«

Sato Ambush lächelte.

»Laß mich dir erzählen, welche Vorbereitungen ich getroffen habe«, bat er. »Jedermann rechnet - ebenso wie du es tust - mit der Möglichkeit, daß der Feind plötzlich Ernst macht. Er hat monatelang mit dir gespielt, weil er sich für unendlich überlegen hielt. Irgendwann wird er einsehen, daß Perry Rhodan ein gefährlicherer Gegner ist, mit dem man nicht auf Dauer spielen kann. In diesem Fall wird er die von der Gewebeprobe ausgehenden Signale benutzen, um Rhodans gegenwärtigen Standpunkt ausfindig zu machen, und angreifen. Die ODIN ist auf einen solchen Angriff vorbereitet. Ich glaube nicht, daß für die nächsten Tage oder Wochen etwas Ernsthaftes zu befürchten ist. Der Zeitpunkt, an dem der Feind erkennt, daß er gegen dich vorgehen muß, liegt nach meiner Schätzung noch ein paar Monate in der Zukunft. Trotzdem: An Bord der ODIN sind alle überlichtschnellen Beiboote zum Blitzstart bereit. Es gibt ausführliche Evakuierungspläne. Im Fall einen Angriffs geht die Mannschaft in die Boote und verläßt das Schiff. Die Autopiloten der Boote sind auf maximale Beschleunigung programmiert. Der Angreifer wird durch den Blitzstart überrascht. Die leere ODIN bleibt ihm als Beute; aber die Besatzung ist gerettet.«

Perry Rhodan nickte anerkennend. »Ich weiß mir deine Umsicht zu schätzen«, sagte er.

»Was die Gewebeprobe angeht, so habe ich mir folgendes gedacht«, fuhr der Pararealist fort. »Man müßte eine mit Metagrav-Triebwerk und Signalgeber ausgestattete Raumsonde für sie herrichten. Man könnte sie ein paar tausend Lichtjahre weit wegschicken -möglichst in ein Gebiet, das gravito-mechanisch bestens vermessen ist. Kurswerte und Flugverhalten müßten so genau vorherbestimmt werden, daß die Kapsel jederzeit wieder geborgen werden könnte. Dann wäre erstens der Feind getäuscht, und zweitens bestünde dennoch die Möglichkeit, die Gewebeprobe wieder einzuholen, falls sie für weiterführende Analysen noch einmal gebraucht wird.«

»Ja. So etwa hatte ich es mir vorgestellt«, bekannte Perry Rhodan.

»Du wirst verstehen, daß ich Derartiges nicht von mir aus veranlassen konnte«, sagte Sato Ambush.

»Immerhin handelt es sich um eine Gewebeprobe besonderer Art. Was mit ihr geschieht, kann nur von einem entschieden werden; und der eine bist du. Ich habe die nötigen Vorbereitungen getroffen und hoffte dabei, daß du mit meinen Vorschlägen einverstanden sein würdest. Die Kapsel ist startbereit. Der Behälter mit der Gewebeprobe braucht nur an Bord gebracht zu werden. Eine knappe Meldung an die ODIN, und dein >Geschenk< ist unterwegs. Monos, das Supremkommando, die *Herren der Straßen* - wie sie auch immer heißen mögen - werden vergebens nach dir suchen.«

»Falls deine Hypothese richtig ist und der Gegner meinen Aufenthalt wirklich nur aufgrund der Signale kennt, die von der Gewebeprobe ausgehen«, antwortete Rhodan.

»Ich habe daran keinen Zweifel«, sagte der Pararealist.

Perry Rhodan legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Ich danke dir, Sato. Verzeih, wenn ich vorhin ein wenig ungeduldig klang. Ich hätte wissen sollen,

daß niemand in einer solchen Lage umsichtiger handelt als du.«

Der Pararealist setzte ein strahlendes Lächeln auf. Bei allem Selbstbewußtsein war er doch für ernstgemeintes Lob jederzeit empfänglich.

ARINET vermittelte Nachrichten sicher und zuverlässig, aber manchmal mit entnervender Langsamkeit. Die vielen Hunderte von Satelliten des geheimen Kommunikationsnetzes der *Widder* schützten sich vor Entdeckung durch die Cantaro, indem sie Daten niemals anders als in dichtgedrängten Impulspaketen von nur wenigen Nanosekunden Dauer weitervermittelten. Jedes Impulspaket stellte einen Teil einer Nachricht dar. Meldungen, die über ARINET liefen, wurden vom Sender in zahlreiche Päckchen unterteilt und in verschiedenen Richtungen abgestrahlt. Jedem Päckchen war ein Datenvorspann beige schaltet, der die längs des Weges stationierten Relaisatelliten über die erforderliche Art der Weiterleitung instruierte. Beim Empfänger trafen die Päckchen schließlich eines nach dem anderen ein, nicht notwendigerweise in der ursprünglichen Reihenfolge, und wenn das letzte angekommen war, rekonstruierte der Computer des Empfängers aus der Päckchensammlung den Text der Originalnachricht. Packetswitching nannte man diese Methode der Datenübermittlung im Fachjargon. Das Prinzip war seit dem 20. Jahrhundert alter Zeitrechnung bekannt und im Gebrauch.

Die Sicherheit der Kommunikation in ARINET war also auf dreifache Weise gewährleistet. Erstens war es auch mit der Ortstechnik des Jahres 1145 ungeheuer schwierig, einen Sender anzupeilen, der den weitaus größten Teil der Zeit über keinen Mucks von sich gab und jeweils nur für ein paar Nanosekunden zum Leben erwachte. Zweitens waren die Datenpäckchen hochwertig verschlüsselt und damit für den, der den Code nicht besaß, unentzifferbar. Drittens hätte dem Lauscher, selbst wenn ihm die Entschlüsselung gelänge, das Abfangen eines einzelnen Päckchens wenig genützt. Den Sinn der Gesamtnachricht konnte er daraus keinesfalls ableiten.

Aber, wie gesagt: ARINET erkaufte sich Sicherheit und Zuverlässigkeit um den Preis geringen Datendurchsatzes. Der 25. Dezember 1145 hatte nur noch ein paar Minuten zu leben, als der Hyperkom der ODIN Alarm schlug und die Ankunft einer kurzen, aus nicht mehr als acht Päckchen bestehenden Nachricht meldete. Sie war mit Perry Rhodans persönlichem Code versehen und enthielt den Text:

»Verfahren nach Plan Ambush. Sofort.«

An Bord des Rhodanschen Flaggschiffs herrschte dieser Tage gespannte, von Unbehagen erfüllte Stimmung. Daran hatten auch die kleinen Feiern, mit denen man den Weihnachtstag beging, nichts zu ändern vermocht. Norman Glass, der 1. Pilot, hatte die Besatzung über Sato Ambushs Verdacht aufgeklärt. Die ODIN befand sich im Alarmzustand, während sie 850 Lichtjahre abseits vom Seriphos-System in der Leere des interstellaren Raumes schwebte. Es mochte jederzeit geschehen, daß der Feind des Spiels, das er bisher mit Perry Rhodan getrieben hatte, überdrüssig wurde und allen Ernstes zuschlug. In diesem Fall wäre die ODIN sein erstes Ziel; denn aufgrund der heimtückischen Strahlung, die die Gewebeprobe aussandte, mußte er Rhodan an Bord seines Flaggschiffes vermuten.

Der Standort der ODIN befand sich in einem an hyperenergetischen Störgeräuschen armen Raumsektor. Die Ortsergeräte waren auf höchste Empfindlichkeit getrimmt. Wenn der Angriff erfolgte, würde man den Angreifer rechtzeitig bemerken. Sato Ambushs Plan - nicht der, von dem in der soeben empfangenen Nachricht die Rede war! - sah vor, daß das Schiff in diesem Fall sofort aufgeben würde. Die überlichtschnellen Beiboote standen blitzstartbereit in den Hangars. Jedes Besatzungsmitglied wußte, an Bord welchen Bootes sein Platz war. Zusätzliche Transmitter waren installiert worden, so daß jeder den ihm zugewiesenen Hangar mit einem Minimum an Zeitaufwand erreichen konnte.

Für die Sicherheit der Mannschaft war mithin alles Erdenkliche getan. Und dennoch blieb ein gewisses Unbehagen, eine unterschwellige Furcht. Man hatte es mit einem übermächtigen Gegner zu tun. Wer sagte, daß die Ortsergeräte ihn überhaupt erfassen konnten? Vielleicht erschien er plötzlich längs, in ein paar hundert Kilometern Abstand, und vernichtete die ODIN mit dem ersten Feuerschlag.

Es war kein Wunder, daß Norman Glass erleichtert aufatmete, als ihm der syntronische Servo im Kontrollraum der ODIN den Text der Meldung vorlas. Hier ging es um einen anderen Plan des Pararealisten. Roboter und Fachkräfte hatten tagelang an der Konstruktion der Raumkapsel gearbeitet, mit der die verräterische Gewebeprobe auf rekonstruierbarem Kurs hinaus ins All geschossen werden sollte. Diesem Plan hatte Perry Rhodan jetzt seine Zustimmung erteilt, wie der Rhodansche Privatkode auswies. Auch hierfür waren alle Vorbereitungen bereits getroffen. Roboter standen bereit, die den glockenförmigen Behälter aus Rhodans Quartier zu jenem Hangar transportieren sollten, in dem die Raumkapsel stand.

Glass aktivierte den Interkom und gab den Rufcode des Hangarmeisters. Oleg Gullik war terranischer Herkunft, Jahrgang 405. Er stand rund sechs Fuß groß, wirkte jedoch dank seiner Korpulenz eher gedrungen. Das dunkle Haar hing ihm wirr um den Schädel. Das pausbäckige, mit Sommersprossen übersäte Gesicht trug wie immer den Ausdruck der Ungeduld, als sei der Hangarchef verärgert über die Unterbrechung, die ihn von einer nach seiner Ansicht weitaus wichtigeren Tätigkeit abhielt. Hektik war Oleg Gulliks zweite Natur.

»Plan Ambush, sofort!« sagte Norman Glass.

Gulliks Augen weiteten sich.

»Ich habe keinen Alarm gehört!« stieß er hervor. »Du meine Güte ...«

»Ich meine den anderen Plan«, fiel ihm Glass ins Wort. »Vielleicht vergißt du deine Nervosität ein paar Sekunden lang und erinnerst dich.«

Gullik fuhr sich hastig mit der Hand durchs Haar.

»Der andere Plan«, murmelte er. »Plan Ambush. O ja ...!<•

Er begann zu strahlen. Einen Atemzug lang blickte er starr ins Aufnahmegerät, dann barst es aus ihm hervor:

»Das ist doch wunderbar!«

»Sage ich auch«, nickte Norman Glass. »Ich habe die Anweisung an die Roboter bereits gegeben. Die Glocke ist unterwegs. Du achtest darauf, daß sie transportfest in der Kapsel untergebracht wird.«

»Worauf du dich verlassen kannst!« schrie Gullik.

»Und daß die Kapsel so bald wie möglich von Bord geht.«

»Mit Windeseile!« jubelte der Hangarmeister.

Es war 01.23 Uhr am 26. Dezember 1145, als die Kapsel mit Monos' Geschenk an Bord sich auf den Weg machte. Sie war mit einem miniaturisierten Metagrav-Triebwerk ausgestattet, das eine Reichweite von 5000 Lichtjahren hatte. Einen Hypertrop-Zapfer besaß sie nicht. Wenn der Energievorrat des Gravitraf-Speichers verbraucht war, würde das Fahrzeug mit der seltsamen Fracht antriebslos durch den vierdimensionalen Raum gleiten. Antriebswerte und Kursvektoren waren genauestens vorausberechnet worden. Das Ziel lag in einem gravitomechanisch ausreichend vermessenen Raumsektor zum galaktischen Rand hin. Außerdem verfügte die Raumkapsel über einen Signalgeber, der auf Abruf Peilsignale ausstrahlen würde. Sollte es sich jemals als notwendig erweisen, die Gewebeprobe wieder zu bergen, würde dies ohne größere Schwierigkeit möglich sein.

Um 01.58 Uhr beendete die Kapsel ihr erste Hyperflugesappe und sandte aus 2400 Lichtjahren Entfernung einen Peilimpuls, anhand dessen der Syntron ermittelte, daß der Flug planmäßig verlief.

Um 02.00 Uhr setzte Norman Glass die ODIN in Marsch, Kursvektor Heleios.

### 3. 2. Januar 1146

Pradu men Kaan nahm seine Aufgabe ernst. Der dunkelhäutige Akone war Ortungsspezialist. Er hatte die Verantwortung für mehrere Batterien auf dem Planeten Ultima und den Monden Charon und Styx stationierter Fernorter. Auf Phönix herrschte seit

Monaten Alarm. Mit einem Angriff der Cantaro wurde stündlich gerechnet. Pradu men Kaan hätte seine Pflicht von seinem Schreibtisch zu Hause aus versehen können. Seitdem man die Überzeugung gewonnen hatte, daß die Cantaro den Standort der Welt Phönix kannten, war das Verbot der drahtlosen Kommunikation aufgehoben, und dem Orterspezialisten standen alle Kommunikationsmöglichkeiten zur Verfügung, die er brauchte, um sich die Daten, die von der Fernortern gesammelt wurden, ins Haus zu holen.

Aber Pradu zog es vor, an Ort und Stelle zu sein, hier in der Computerzentrale des Raumhafens, tief unter dem Zentralen Bergmassiv des Kontinents Bonin. Hier standen ihm mehr analytische Möglichkeiten zur Verfügung, als er zu Hause besaß, und er hatte direkten Zugriff zu ihnen, nicht einen über Terminal und Monitor vermittelten. Um ihn herum leuchteten die Bildflächen, die ihre Daten unmittelbar von den Ortgeräten auf Ultima, Charon und Styx bezogen. Mit dem Wust von vernetzten Computern, der ihn umgab, war er vertraut. Sie verfügten über ein gerüttelt Maß künstlicher Intelligenz, und mit manchen stand er auf so vertrautem Fuß, als wären es seine Freunde.

Man hätte sagen können: Pradu men Kaan ging in seiner Arbeit auf. Aber das traf nicht ganz den Kern der Sache. Pradu arbeitete nicht um der Arbeit willen. Er war fest davon überzeugt, daß er zur erhöhten Sicherheit der Freihändlerwelt beitragen könne: er, der Akone. Er gehörte der Organisation der Freihändler seit dem Jahr 1139 an. Er war einer der Unglückseligen, die mit ihrem Raumschiff gegen den Chronopuls-Wall angerannt waren. Er war der Kommandant des exil-akonischen Raumschiffs THAAMA NIR gewesen. Seine Mannschaft hatte bei der Begegnung mit der Wahnsinnsbarriere den Tod gefunden - entweder sofort infolge irreversibler Verwirrung, die die rückwärts laufende Zeit im Stoffwechselsystem auslöste, oder Stunden bis Tage später unter dem Einfluß des Traumas, das durch den Irrsinn bewirkt wurde. Er selbst war halb wahnsinnig geworden. Aber es war ihm noch gelungen, die THAAMA NIR auf Auswärtskurs zu steuern. Er war tagelang bewußtlos gewesen, und als er wieder zu sich kam, hatte er die Stimme des Eremiten von Satrang gehört.

Er war auf Satrang gelandet, mit einem der Beiboote der THAAMA NIR. Geoffry Waringer hatte ihn geheilt, und als Pradu men Kaan die Frage gestellt wurde, ob er sich der Organisation der Freihändler anschließen und gegen die Tyrannen der Milchstraße kämpfen wolle, da hatte er mit Überzeugung bejaht. Er war mit anderen Geheilten nach Phönix transportiert worden und hatte dort am Ausbau der Organisation gearbeitet. Er besaß umfangreiche technisch/wissenschaftliche Kenntnisse und war ein echter Gewinn für die Freihändler, denen es im Durchschnitt an einschlägiger Ausbildung mangelte. Im Lauf der Jahre hatte sich

die Frustration seiner bemächtigt, weil es der Organisation nicht gelang, auch nur einen entscheidenden Schlag gegen die Cantaro zu führen. Der Gegner war zu übermächtig, der Wall, der die Milchstraße umschloß, undurchdringlich. Die Freihändler waren dazu verurteilt, in ohnmächtiger Wut die Fäuste zu ballen.

Dann waren die Dinge in Bewegung geraten - nicht etwa aufgrund einer Initiative der Widerständler, sondern weil die Herren der Milchstraße offenbar die Möglichkeit besaßen, jeden Schritt des mit 695 Jahren Verspätung heimgekehrten Perry Rhodan zu verfolgen. Davon hatte man durch Icho Tolot erfahren, der auf Phönix haltgemacht hatte, bevor er zur Großen Magellanwolke weiterflog, um dort nach den Spuren seines verschollenen Volkes zu forschen. Wenn aber die Cantaro jeden Ort kannten, an dem sich Perry Rhodan bisher aufgehalten hatte, dann kannten sie auch die Stützpunktwelt Phönix, und man konnte sich an den Fingern einer Hand abzählen, daß sie den Planeten der Freihändler eines Tages angreifen würden. Ob ihnen die Widerständler gefährlich werden konnten oder nicht, spielte bei solchen Überlegungen keine Rolle. Die Cantaro waren technisch weit überlegen, und die bisherige Untätigkeit der Widerständler hatte in eben dieser Überlegenheit ihren Grund. Aber die Tyrannen konnten es sich aus psychologischen Gründen nicht leisten, einen Herd des Widerstandes längere Zeit existieren zu lassen. Gerade ihre technische Vorrangstellung verlangte, immer wieder unter Beweis gestellt zu werden. Die Vernichtung der Freihändlerorganisation auf Phönix würde ein Signal an alle Galaxien der Lokalen Gruppe senden: Den Herren der Milchstraße widersetzt sich niemand!

Pradu men Kaans Frustration hatte sich sofort verflüchtigt, als er erkannte, daß es von jetzt an um das Überleben der Freihändler ging. Die Widerständler hatten es nicht geschafft, dem Feind den Kampf anzutragen. Jetzt kam der Feind, um den Freihändlern die Hölle heiß zu machen. Anfangs hatte es lange Überlegungen gegeben, ob man es wagen dürfe, den Überfall der Cantaro abzuwarten. Es wäre ohne weiteres machbar gewesen, Phönix zu evakuieren. Man hatte Bestandsaufnahme gemacht und ermittelt, daß es möglich sein müsse, einen cantarischen Angriff - solange er nicht von einer nach mehreren Tausenden von Schiffen zählenden Flotte durchgeführt wurde - mit den vorhandenen Mitteln abzuwehren. Gerade während der vergangenen zehn Monate hatte es auf der Freihändlerwelt bahnbrechenden technischen Fortschritt gegeben, nicht zuletzt dank der Aktivität der Wissenschaftler der LACRIMARUM. Auf allen Gebieten, von der Waffentechnik über die Ortung bis zum Ortungsschutz hatte man namhafte Erfolge erzielt. Ronald Tekener hatte sich sofort an die Arbeit gemacht, die Verteidigungsanlagen auf den neuesten technischen Stand zu bringen. Die Raumjägerschwader auf Porta, Styx und Ultima waren verstärkt worden. Die Raumforts hatten neue Geschütze erhalten. Das Ortungssystem war verbessert worden. Acht Monate lang hatte ganz Phönix nur an diesem einen Projekt gearbeitet: das gesamte Ceres-System in eine waffenstarrende Festung zu verwandeln.

Heute, zu Beginn des neuen Jahres, zweifelte niemand mehr daran, daß die Freihändler eine echte Chance hatten, den bevorstehenden Angriff der Cantaro abzuwehren und dem Feind eine empfindliche Niederlage zu bereiten.

Pradu men Kaan sah verwundert auf, als ein Warngerät zu summen begann. Sein Blick glitt über die Bildfläche der Orteranzeige. Auf einer der Darstellungen hatte sich ein winziger grelleuchtender Punkt gebildet, der so gar nichts für einen Orterreflex Typisches an sich hatte. Er schien zu zittern, bewegte sich jedoch nicht vom Fleck. Augenblicke später blähte er sich plötzlich auf. Für den Bruchteil einer Sekunde überzog fahle Helligkeit die Bildfläche. Dann war das Phänomen verschwunden.

»Was war das?« fragte Pradu men Kaan verblüfft.

»Unbekannt«, antwortete der Servo, der für das Syntron-Netz zuständig war. »Herkömmliche Analysemethoden liefern kein verwertbares Ergebnis.«

»Dann versuch ein paar weniger herkömmliche Methoden«, knurrte Pradu ungeduldig.

»Geschicht soeben. Die Entfernung des Ereignisses läßt sich nicht ermitteln. Die Fourier-Analyse zeigt Frequenzen, die bei normaler Streuemission nicht auftreten. Mit anderen Worten: Die Ursache des Ereignisses kann nicht festgestellt werden.«

Der Gebrauch des Begriffs »Ereignis« wies darauf hin, daß das Syntron-Netz nicht sicher war, ob tatsächlich ein materielles Objekt für die Entstehung des Phänomens verantwortlich gemacht werden könne.

»Besteht die Möglichkeit einer Fehlfunktion bei den Ortergeräten?« fragte Pradu men Kaan.

»Ferndiagnose liefert keinen Hinweis auf Geräteschaden«, antwortete der Servo. »Es kann sich allerdings um eine Transiente gehandelt haben, die entweder von so geringer Intensität oder so kurzlebig war, daß sie nicht mehr in den Nachweisbereich der Monitoren fiel. Für die Richtigkeit dieser Erklärung wird eine Wahrscheinlichkeit von achtundvierzig Prozent errechnet.«

Pradu men Kaan empfand Unbehagen. 48 Prozent waren ihm nicht genug. Er wartete; aber der eigenartige Vorgang wiederholte sich nicht. Eine Stunde später hatte das Syntron-Netz noch immer keine Erklärung für die rätselhafte Erscheinung. Pradu entspannte sich allmählich. Das Phänomen war aufgezeichnet worden. Irgendein Wissenschaftler mochte sich morgen damit beschäftigen. Ein Anzeichen für Gefahr gab es jedenfalls nicht. Pradu machte ins Computerlog den folgenden Eintrag:

*02. Jan 46, 03.23: Fernortung Sektor 18 phantomhafter Reflex. Vermutlich transienter Gerätefehler.*

Frodar Huggins gelangte zu der Erkenntnis, daß er in den vergangenen Wochen und Monaten genug Zeit und Energie für die Verteidigungsanstrengungen des Planeten Phönix geopfert habe und daß es nun an der Zeit sei, an sich selbst zu denken. Es gab ohnehin nicht mehr viel zu tun. Die Projekte waren abgeschlossen. Die Freihändler beschäftigten sich damit, auf die Cantaro zu warten.

Als erstes, sagte sich Frodar Huggins, brauchte er ein neues Fahrzeug. Sein Gleiter war elf Jahre alt. Viele Kilometer hatte er zwar nicht auf dem Zähler; aber Frodar war mitunter ein recht hemmungsloser Fahrer. Zweimal war er mit dem Fahrzeug abgestürzt - nicht ernsthaft, nur aus wenigen Metern Höhe; aber es hatte Beulen und Risse in der Karosserie gegeben. Das Triebwerk hatte einen Knacks, die Gravitraf-Batterie ein Leck. Es war ganz eindeutig Zeit für einen neuen Gleiter.

In den vergangenen Monaten hatten die Roboterfabriken am Selva-Fluß fast ausschließlich für die Verteidigungsbemühungen produziert. Erst vor wenigen Tagen war die Fertigung wieder auf »Friedensbedürfnisse« umgestellt worden. Monatlang hatte es keine neuen Gleiter für Privatzwecke gegeben. Jetzt war die Herstellung wieder angelaufen, allerdings stockend und vorläufig erst mit 20 Prozent der normalen Fertigungsquote, weil die Umprogrammierung der Produktionsmittel geraume Zeit in Anspruch nahm. Es war also nicht ganz unlogisch, daß Frodar Huggins sich mitten in der Nacht auf den Weg zur Selva machte. Es gab ein großes Nachholbedürfnis an Privatfahrzeugen. Wenn er nach Sonnenaufgang zur Fabrik kam, würde er es mit fünfzig bis achtzig Freihändlern zu tun haben, die sich um höchstens 20 über Nacht produzierte Gleiter stritten. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. An dieses Sprichwort erinnerte sich Frodar und setzte gegen 04.10 Uhr das Triebwerk seines Gleiters in Gang.

Der Motor jaulte und spuckte. Aber schließlich hob das Fahrzeug ruckend vom Boden ab und schwang sich widerwillig bis zu einer Flughöhe von 20 Metern auf. Frodar nahm Kurs nach Nordosten. Die wenigen Lichter der Stadt Mandalay blieben hinter ihm zurück. Dunkel wurde es trotzdem nicht. Phönix befand sich in der Randzone des Kugelsternhaufens M 30. Am nächtlichen Firmament drängten sich die Sterne in atemberaubender Dichte.

Die Nacht war so hell wie der Tag; aber die Helligkeit war diffus, und manchmal hatte das Auge Schwierigkeit, Konturen deutlich zu erkennen oder Entfernungen richtig zu schätzen. Frodar flog die Küste entlang. Der weiße Sandstrand funkelte und glitzerte im Widerschein der Sterne. Die dunkle Wand des Dschungels zog eine mäandernde Grenze, die sich manchmal bis tief ins Land hinein einbuchtete, an anderen Stellen wiederum fast bis an die hellen Streifen der Brandung heranreichte. Es war eine überaus friedliche Szene, und Frodar fragte sich unwillkürlich, wie es sein würde, wenn sie den Angriff der Cantaro überstanden hätten. Würde die Niederlage - Frodar zweifelte keine Sekunde, daß die Droiden eine aufs Haupt bekämen - den Feind überzeugen, daß es sich nicht lohnte, über die Freihändler herzuziehen? Oder würde er in dreifacher Stärke zurückkehren, um beim zweiten Vorstoß zu bewirken, was er beim erstenmal nicht geschafft hatte? Frodar Huggins gefiel es auf Phönix. Der Gedanke, daß er eines Tages nicht mehr hier würde leben können, erfüllte ihn mit Unbehagen.

An der Mündung der Selva ging Frodar auf Nordwestkurs und steuerte den Gleiter landeinwärts. Der Autopilot funktionierte nicht mehr, also lag es an Frodar, dem Lauf des Flusses per Manuellsteuerung zu folgen. Bis zu den automatischen Fertigungsanlagen waren es nur ein paar Minuten. Frodar kannte sich hier aus. Die Produktionshalle für Privatfahrzeuge lag unmittelbar am linken Flußufer. Sie war von einer weitläufigen Lichtung umgeben, von der ein Teil als Parkplatz für Schrottfahrzeuge diente. Alle paar Monate einmal kam hier ein Kommando von Räumrobotern vorbei, sammelte die ausgeschiedenen Gleiter ein und verarbeitete sie zu Rohmaterial, aus dem neue Gebrauchsgüter hergestellt werden konnte. Frodar Huggins drehte zwei Runden über der Produktionshalle und vergewisserte sich, daß dort, wo die Tagesfertigung durch ein großes Tor aus dem Innern des Gebäudes ins Freie befördert wurde, mehr als 15 funkelnagelneue Gleiter standen. Fürs erste faßte er ein schlankes, langgestrecktes, lichtblau lackiertes Fahrzeug ins Auge. Er überzeugte sich außerdem, daß er im Augenblick noch der einzige Kunde der Gleiterfabrik war. Es hatte sich gelohnt, so früh aufzubrechen.

Frodar landete sein Fahrzeug am Rand des Schrottplatzes. Als hätte es dieses Anstoßes noch bedurft, setzte das Triebwerk aus, als der Gleiter noch zwei Meter über dem Boden schwebte. Die Landung war infolgedessen recht unsanft. Frodar prellte sich die Stirn an der Bugverglasung und zwängte sich fluchend durch das Luk, das er von Hand hatte aufdrücken müssen, weil der automatische Öffnungsmechanismus schon vor Wochen den Geist aufgegeben hatte. Zornig wollte Frodar auf dem geradesten Weg zur Halle marschieren. Aber schließlich kam er doch noch einmal zurück, berührte mit der flachen Hand das Dach der Karosserie, als klopfte er einem guten Freund auf die Schulter, und murmelte:

»Wir haben viel miteinander durchgemacht, alter Kumpel. Leb wohl!«

Dann machte er sich auf den Weg. Die Längsseite der Halle zog sich 150 Meter lang parallel zum Ufer des Flusses. Das Tor, aus dem die soeben fertiggestellten Gleiter zum Vorschein kamen, lag der Selva zu. Die Lichtung endete jedoch rund fünfzig Meter vor dem Flußufer. Man hatte einen breiten Streifen ursprünglicher Vegetation stehenlassen, damit an der Uferböschung keine Erosionsschäden entstanden.

Frodar untersuchte zuerst den hellblauen Gleiter, auf den seine Wahl während der Umkreisung der Halle gefallen war. Welches Fahrzeug er sich auch immer aussuchte, es stand ihm frei zur Verfügung. Er brauchte dafür nichts zu bezahlen, auch keine Gegenleistung zu erbringen. Die Freihändler waren eine geldlose Gesellschaft. Die Produktionsmittel gehörten der Gemeinschaft. Das Ideal, das Karl Marx vor fast dreitausend Jahren propagiert hatte, war hier Wirklichkeit geworden - in einer locker zusammengewürfelten Organisation, die aus nur wenigen Tausend Individuen bestand und keine internen Schwierigkeiten kannten, weil jedermanns Denken auf das eine Ziel konzentriert war: die Tyrannen der Milchstraße zu bekämpfen. Freie Verfügbarkeit der Alltagsgüter brachte die Forderung nach Verantwortungsbewußtsein mit sich. Frodar Huggins entschied, das lichtblaue Fahrzeug sei für ihn als Alleinstehenden viel zu groß und zu aufwendig. Es stünde ihm gut an, sich mit weniger zu begnügen. Er wandte sich dem nächsten Gleiter zu, einem kleinen, unscheinbaren Vehikel, in dem außer dem Fahrer noch zwei Passagiere Platz hatten und das über eine Ladefläche verfügte, die Frodars Zwecken genüge.

Das war der Augenblick, in dem er den Schemen zum erstenmal bemerkte.

Zuerst glaubte er, eines der Fahrzeuge hätte sich bewegt und einen Reflex des Sternenlichts erzeugt. Er sah auf und entdeckte ein mattleuchtendes, nebliges Gebilde, das mit beachtlicher Geschwindigkeit über die freie Fläche nahe dem Flußufer huschte. Wenige Meter vor dem Vegetationsstreifen, der die Lichtung gegen das Ufer abgrenzte, kam es zum Stillstand und war eine halbe Sekunde später verschwunden.

»Was, zum Teufel ...!« knurrte Frodar.

Er ging auf die Stelle zu, an der er den leuchtenden Nebelfleck zum letztenmal gesehen hatte. Der Boden war weich. Verwundert musterte Frodar einen annähernd kreisförmigen Abdruck, der sich dem lockeren Erdreich eingeprägt hatte. Frodar sah sich um.

«Ist hier jemand?» fragte er unsicher.

Im selben Augenblick erhielt er einen harten Schlag gegen den Schädel. Er taumelte, der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen. Da war der Nebel wieder! Er bewegte sich wie ein Irrwisch. Frodar hörte das Knistern und Knacken des Buschwerks, als sich das unheimliche Gebilde einen Weg durch das Gestrüpp am Flußufer bahnte.

Dann verließen ihn die Kräfte. Er ging zu Boden und verlor für ein paar Minuten das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, war es ruhig ringsum. Er stemmte sich in die Höhe. Dumpfer Kopfschmerz machte ihm zu schaffen. Er betastete den Schädel. Fand aber nichts außer der Beule, die er sich vorhin an der Bugverglasung seines alten Gleiters geholt hatte.

Er war nahe daran, das, was er erlebt zu haben glaubte, für ein Produkt seiner Phantasie zu halten. Da sah er aber den kreisförmigen Abdruck im Boden und auch die Bresche, die in Richtung des Flusses durchs Dschungelgestrüpp führte. Er hatte sich also nichts eingebildet. Die Begegnung mit dem Schemen hatte wirklich stattgefunden.

Mit einemmal war ihm die nächtliche Szene unheimlich. Im Laufschrift überquerte er die Lichtung und öffnete das Einstiegsluk des kleinen braunen Gleiters, auf den seine zweite Wahl gefallen war. Binnen weniger Sekunden hatte er das Triebwerk in Gang gesetzt und das Fahrzeug vom Boden abgehoben. Er steuerte es auf achtzig Meter Flughöhe und wurde erst wieder ruhiger, als er die weißen Bänder der Brandung unter sich sah.

Zu Hause gönnte er sich eine Serie gehaltvoller Drinks. Je kräftiger der Alkohol zu wirken begann, desto lächerlicher kam ihm sein nächtliches Erlebnis vor. Er wußte zwar, daß es tatsächlich stattgefunden hatte, konnte es sich aber nicht erklären. Im Zustand fortgeschrittener Benebelung sank er schließlich ins Bett und nahm sich fest vor, über das, was heute nacht geschehen war, zu niemanden zu sprechen.

#### 4. 10. Januar 1146

Später rechnete es Pradu men Kaan sich als Lohn für sein Pflichtbewußtsein an, daß er ausgerechnet die Orter-Schicht übernommen hatte, während der die drei Raumschiffe von der Fernortung zum erstenmal erfaßt wurden. Im Augenblick des tatsächlichen Geschehens jedoch packte ihn zunächst der Schreck. Er glaubte nichts anders, als daß der Überfall der Cantaro unmittelbar bevorstünde. Die drei Fahrzeuge befanden sich am äußersten Rand des Wahrnehmungsbereichs. Ihr Kurs war eindeutig auf das Ceres-System gerichtet. Die Ortung hatte sie erfaßt, als sie zu Orientierungszwecken aus dem Hyperraum auftauchten. Wenn sie wieder auf Überlichtfahrt gingen, würde es nur wenige Minuten dauern, bis sie in unmittelbarer Nähe der Sonne Ceres materialisierten. Inzwischen hatte Pradu ein wenig Zeit, die Lage zu bedenken.

Als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, kam ihm der Gedanke, daß die Cantaro wahrscheinlich nicht mit nur drei Schiffen angreifen würden. Die Berechnungen, die Ronald Tekener angestellt hatte, liefen allesamt darauf hinaus, daß der Verband der Angreifer aus vierzig bis siebzig Einheiten bestehen würde. Freilich konnte man sich auf Wahrscheinlichkeitsberechnungen dieser Art nicht unbedingt verlassen, weil einer der Parameter, der in das Gleichungssystem einging, mit der cantarischen Mentalität zu tun hatte, die man nicht besonders gut kannte. Natürlich war auch möglich, daß im nächsten Augenblick weitere Raumschiffe aus dem Hyperraum hervorbrechen würden. Aber als eine Minute verstrichen war, ohne daß sich auch nur ein einziger zusätzlicher Reflex zeigte, begann Pradu men Kaan, seine ursprüngliche Meinung

zu revidieren, und zog die Möglichkeit in Betracht, daß es sich bei den von der Fernortung erfaßten Fahrzeugen nicht um cantarische Schiffe handelte.

Er beorderte den leuchtenden Energiering des Mikrophons herbei und vergewisserte sich, daß der Hypersender auf die im interstellaren Funkverkehr übliche Frequenz von 10,3 Mega-heef justiert war. Er wollte zu sprechen beginnen, hatte aber den ersten Laut noch nicht über die Lippen gebracht, als der Empfänger zum Leben erwachte.

»Raumschiff ODIN an Phönix«, kam es laut und deutlich über interstellare Entfernung hinweg. »Die Fahrzeuge ODIN, CIMARRON und KARMINA sind im Anmarsch auf die Welt der Freihändler. Wir bitten um Landeerlaubnis und einen freundlichen Empfang.«

Schräg über Pradu men Kaans Konsole entstand eine Bildfläche, und als Pradu den Mann erblickte, den das Bild darstellte, blieb ihm vor Staunen ein paar Sekunden lang die Luft weg. Perry Rhodan! Pradu riß sich zusammen und setzte sich kerzengerade in den Sessel, weil ihm nur zu deutlich bewußt war, daß die Bildverbindung in beiden Richtungen funktionierte.

»Phönix an Raumschiff ODIN«, antwortete er hastig. »Ortungsspezialist Pradu men Kaan, verantwortlich für die Sektoren dreizehn bis neunzehn. Die Welt der Freihändler heißt euch willkommen. Ihr kennt die Anflugprozedur. Man wird euch einen Peilstrahl schicken, sobald ihr über Phönix auftaucht.«

»Wir danken«, kam es zurück. »Was hört man von den Cantaro?«

»Wir sind vorbereitet«, sagte Pradu men Kaan. »Aber bis jetzt haben sie sich noch nicht sehen lassen.«

»Das wird sich im Lauf der nächsten Wochen ändern«, antwortete Perry Rhodan. »Wir haben zuverlässige Informationen, wonach ein Angriff auf Phönix unmittelbar bevorsteht.«

»Sie sollen nur kommen«, knurrte Pradu, der inzwischen seine Überraschung überwunden hatte und jedesmal, wenn die Rede auf die Cantaro kam, brennenden Zorn empfand. »Wir werden sie mit blutigen Köpfen heimschicken.«

»Wir kommen, um euch zu helfen«, sagte Perry Rhodan. »Alles Weitere später. Wir gehen jetzt in die letzte Überlicht-Etappe. Ende der Übertragung.«

Pradu erwartete, die Bildfläche verschwinden zu sehen, wie es üblicherweise geschah, wenn eine Funkverbindung getrennt wurde. Aber es erlosch lediglich das Bild. Die Videostruktur blieb erhalten. Sie flimmerte in bunten Farben. Pradu musterte sie verwundert und fragte:

»Was ist mit dem Bild los?«

»Schwierigkeiten mit der Optik«, antwortete der Servo. »Ich versuche abzuschalten.«

Auf der Bildfläche regte sich etwas. Aus dem Hintergrund kam ein undeutlicher Umriß zum Vorschein. Zuerst glaubte Pradu, die Silhouette eines humanoiden Wesens zu sehen. Aber dann erkannte er, daß es sich um etwas weitaus Fremdartigeres handeln mußte. Er nahm einen Rumpf wahr, der auf merkwürdige Weise ungegliedert wirkte, als bestünde er aus weicher, amorpher Substanz. Er glaubte, einen unförmigen Schädel zu sehen, aus dem tentakelähnliche Gebilde wuchsen. Er beugte sich in seinem Sessel nach vorne, um das Bild besser erkennen zu können. Aber im selben Augenblick verschwand das Video, und der Servo meldete:

»Schwierigkeiten behoben. Die Optik funktioniert wieder.«

»Woher kam das Bild, das ich eben sah?« rief Pradu men Kaan.

»Du kannst kein Bild gesehen haben«, erklärte der Servo. »Die Übertragung war gestört.«

Wenn es etwas gab, was Pradu ärgerte, dann war es ein Computer, der schlauer zu sein glaubte als er.

»Ich habe ein Bild gesehen«, schrie er zornig. »Ich will wissen, woher es kam!«

Der Servo wußte aufgrund seiner Programmierung, wann er klein beizugeben hatte. Organische Wesen verhielten sich oft irrational. In diesem Fall hatte das syntronische Gerät auf ihre Launen einzugehen.

»Ich weiß, daß du ein Bild gesehen hast«, sagte der Servo im besänftigendsten Tonfall, dessen der Synthesizer mächtig war. »Aber ich kann gegenwärtig nicht erklären, wie das Bild zustande gekommen ist. Ich werde die Angelegenheit untersuchen und dir zu gegebener Zeit Bericht erstatten.«

»Das ist schon besser«, knurrte Pradu men Kaan, schon halb versöhnt.

Danach meldete sich der Servo eine ganze Zeitlang nicht mehr. Pradu saß vor seiner Konsole und grübelte. War ihm nicht vor acht Tagen ähnliches Unerklärliches passiert? Er erinnerte sich noch deutlich an den grellen Leuchtpunkt, der plötzlich auf dem Orterbild erschienen und Sekunden später wieder verschwunden war. Er zog die Möglichkeit in Erwägung, daß das Syntron-Netz aus irgendeinem Grund Schaden genommen habe. Wenn die Computer eine Fehlfunktion entwickelt hatten, dann ließen sich das Bild, das nicht erlöschen wollte, und der Orterreflex, der keiner war, recht einfach erklären. Er würde die Sache untersuchen müssen.

Vorerst allerdings wurde er abgelenkt. Nach wenigen Minuten meldete sich die ODIN ein zweites Mal. Sie war mit der CIMARRON und der KARMINA am Rand des Ceres-Systems angekommen. Pradu men Kaan veranlaßte, daß den Schiffen ein Peilstrahl geschickt wurde. Dann benachrichtigte er Ronald Tekener.

Die Nacht war dem Erzählen gewidmet. Es gab so vieles zu berichten. Im Februar 1144 waren die CIMARRON und die BLUEJAY von Phönix aufgebrochen, um mit Hilfe der endlich zur Einsatzreife entwickelten Pulswandler den Chronopuls-Wall zu durchbrechen und in die Milchstraße einzudringen.



Seitdem hatte es zwischen den beiden Raumschiffen und der Welt der Freihändler keine unmittelbaren Kontakte mehr gegeben. Man hatte sich durch Kuriere miteinander verständigt: Zuerst hatte die NARVENNE Phönix angefliegen. Viel später war Icho Tolot hier zwischengelandet. Perry Rhodan, Atlan und Reginald Bull berichteten abwechselnd über die Ereignisse, die sich in den vergangenen 23 Monaten zugetragen hatten: über Daarshols Flucht, über die Kollision mit dem Virenwall, über die Begegnung mit der Organisation WIDDER Der Einsatz auf Uulema wurde ebenso geschildert wie die verhängnisvolle Raumschlacht am Perseus-Black-Hole. Perry Rhodan erzählte unbefangen, was sich auf Sisyphos abgespielt hatte; wie die CIM-2 ohne Besatzung zurückgekehrt war und ihm das makabre Geschenk seines Feindes Monos überbracht hatte. Auch von der Verwirrung wurde gesprochen, die kurz danach einsetzte. Wer war nun der wahre Gegner: das Einzelwesen, dem man den Namen Monos gegeben hatte, oder jene Gruppe von Geschöpfen, die von den Cantaro die *Herren der Straßen* genannt wurde?

Eine saß im Hintergrund und hörte still zu, obwohl gerade sie eine Menge hätte erzählen können. Mit ihrer Haltung, mit jeder ihrer sparsamen Gesten brachte sie zum Ausdruck, daß man ihr keine Beachtung schenken sollte: Irmina Kotschistowa, die Metabio-Gruppiererin, der ein Phantom den Zellschwingungsaktivator gestohlen hatte, als die PERSEUS im Siragusa-Sektor kreuzte. Das lag 18 Monate zurück. Als Perry Rhodan die Expedition nach Phönix zusammenstellte, hatte die Mutantin die Bitte geäußert, auf die ODIN überwechseln zu dürfen, und der Wunsch war ihr gerne erfüllt worden. Sie war gealtert. Schon Monate vor dem Diebstahl hatte sie mit dem Gedanken gespielt, den Aktivator abzulegen, das kostbare Gerät jemand anderem zur Verfügung zu stellen und den Alterungsprozeß mit den mutantischen Kräften zu unterbinden, die ihr von Natur aus zur Verfügung standen.

Aus dem Spiel war bitterer Ernst geworden, als der unbekannte Dieb zuschlug. Irmina hatte den Verlust gelassen hingenommen. Zu Anfang hatte es den Anschein gehabt, als wären ihre metabiotischen Fähigkeiten tatsächlich ein vollwertiger Ersatz für den gestohlenen Aktivator. Sie überstand die 62 Stunden, binnen deren jeder andere Zellaktivatorträger nach Verlust des Geräts hätte sterben müssen. Wochenlang hatte man keine Veränderung ihrer äußeren Erscheinung bemerkt. Dann hatte langsam, heimtückisch schleichend die Alterung eingesetzt. Heute wirkte Irmina Kotschistowa wie eine Zweihundertjährige. Die Gelassenheit hatte sie dennoch nicht verloren. Sie fuhr fort, mit den metabiotischen Kräften zu experimentieren, und während der seltenen Gelegenheiten, bei denen sie über ihre Experimente sprach, gewann man den Eindruck, daß sie durchaus hoffte, dem Tod noch ein paar Jahrhunderte lang die Stirn bieten zu können.

Dann war die Reihe an Ronald Tekener und Jennifer Thyron, über die Entwicklung der Dinge auf Phönix zu berichten. Tekener sprach kurz über die Verteidigungsanstrengungen, die man während der vergangenen Monate unternommen hatte. Er hielt seine Schilderung knapp, und dennoch hörte man aus seinen Worten den Stolz, mit dem ihn das Geleistete erfüllte.

»Es soll um Gottes willen nicht der Eindruck entstehen, daß wir uns über euren Besuch nicht freuen«, lachte er zu Ende seines Berichts. »Aber ich glaube, wir würden die Cantaro auch ohne eure Hilfe zurückschlagen.«

»Ihr werdet eure Schlagkraft unter Beweis stellen können«, nickte Perry Rhodan. »Nach unserer Berechnung werden die Cantaro irgendwann im Lauf der kommenden drei Wochen angreifen. Ganz egal, wie die Auseinandersetzung endet, und ich zweifle nicht, daß die Freihändler vortrefflich gerüstet sind: Phönix ist auf Dauer nicht zu halten. Ich bin mit der Absicht hierhergekommen, euch zur sofortigen Evakuierung zu überreden. Dein Bericht hat meine Meinung geändert. Die Aussichten, den Cantaro eine empfindliche Niederlage beizubringen, sind ausgezeichnet. Eine solche Chance dürfen wir uns nicht entgehen lassen. Aber Phönix muß trotzdem geräumt werden. Ich schlage vor, daß wir hier nur behalten, was wir zur Abwehr des cantarischen Überfalls unbedingt benötigen. Wie viele Schiffe sind im Augenblick hier stationiert?«

»Vierzehn der unseren«, antwortete Ronald Tekener. »Wir haben uns noch ein paar aus dem Orbit über Satrang geholt. Dazu kommen sieben Einheiten des ehemaligen Tarkan-Verbands.«

»Einundzwanzig insgesamt«, resümierte Perry Rhodan. »Alles, was wir nicht für die Abwehr der Cantaro brauchen, sollte auf den Weg gebracht werden. Dazu das Hab und Gut der Freihändler, soweit es nicht Verteidigungszwecken dient.«

»Ich nehme an, es ist dafür gesorgt, daß Chronopuls- und Viren-Wall keine Hindernisse für uns mehr darstellen«, sagte Tekener.

»Auf Heleios läuft die Produktion von Pulswandlern am Fließband«, erklärte Rhodan. »Wir haben genug Geräte dabei, um die dreifache Anzahl der auf Phönix stationierten Schiffe damit auszustatten. Für den Virenwall wird nur Computer-Software benötigt. Die erforderlichen Daten können von mir aus im Lauf der nächsten Stunde an eure Fahrzeuge überspielt werden.«

Im Lauf der weiteren Diskussion wurde festgelegt, daß acht Freihändlerschiffe und die LACRIMARUM so bald wie möglich in Richtung Heleios aufbrechen würden. Die acht Einheiten der Freihändler waren für den Einsatz gegen die Cantaro wenig geeignet. Die LACRIMARUM war ohnehin von jeher ein Laborschiff gewesen, das schon während des Einsatzes in Tarkan des Schutzes anderer Raumschiffe bedurft hatte. Die Bevölkerung der Welt Phönix bestand zur Zeit aus rund 4500 Freihändlern - seit Rhodans Aufbruch in

Richtung Milchstraße hatte es keine größeren Unternehmen mehr gegeben und gewöhnlich waren alle Mitglieder der Organisation zu Hause - sowie den Besatzungen der sieben Tarkan-Schiffe. Ronald Tekener und Jennifer Thyron schätzten übereinstimmend, daß für die bevorstehende Auseinandersetzung mit den Cantaro 40 Prozent der zur Verfügung stehenden Mannschaften ausreichten. Die Mehrzahl der Freihändler und alles nicht-wesentliche Personal des Tarkan-Verbands konnten in spätestens 50 Stunden auf dem Weg in die Sicherheit des Dschungelplaneten Heleios sein.

Freilich würde man die Angelegenheit mit den Bürgern von Phönix durchsprechen müssen. Die Organisation der Freihändler war ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Individualisten. Es gab, außer im Augenblick der akuten Gefahr, keine allgemein anerkannte Autorität. Zwar galten Ronald Tekener und Roi Danton als Anführer der Organisation; aber ihr Privileg, Befehle zu erteilen, beschränkte sich auf die unmittelbare Kampf Situation.

»Ich glaube, es wird nicht schwerfallen, ihnen die Vorteile unserer Idee verständlich zu machen«, meinte Jennifer Thyron nachdenklich. »Es kommt nur darauf an, das Wort so rasch wie möglich unters Volk zu bringen.« Sie sah auf die Uhr. Es war noch eine gute Stunde bis Sonnenaufgang. »Ich kenne ein paar, die um diese Zeit schon aus den Federn sind. Also fangen wir an.«

Sie lächelte, als sie aufstand, um in den Nebenraum zu gehen, in dem die Kommunikationsanschlüsse untergebracht waren. Wenige Augenblicke später hörte man ihre Stimme dem ersten Gesprächspartner behutsam die Einzelheiten des soeben entwickelten Planes erläutern.

Irmira Kotschistowa verlangte es noch nicht nach Ruhe. Als der Himmel sich im Osten zu röten begann, ging sie hinunter zum Strand, der von Ronalds und Jennifers Haus nur einen kurzen Spaziergang entfernt war, und sah dem Spiel der Wellen zu, deren kleine Schaumkronen durch den Sternenschimmer leuchteten, als trügen sie ihr eigenes Licht bei sich.

Die Mutantin kehrte der kleinen Stadt den Rücken und blickte auf die weite, ruhige Fläche der Bucht von Mandalay hinaus. In letzter Zeit suchte sie, die früher eine lebhaftere Gesellschafterin gewesen war, immer öfter die Einsamkeit. Sie mußte mit ihren Gedanken fertig werden. Der Optimismus, den sie nach außen hin zur Schau trug, war eine Maske, eine Tarnung, die dem Zweck diente, sie vor dem Mitleid ihrer Umwelt zu schützen. Irmira Kotschistowa glaubte nicht mehr daran, daß es ihr auf Dauer gelingen würde, den Verlust des Zellaktivators mit metabiotischen Kräften zu kompensieren. Sie war eine Sterbende. Sie konnte den Tod noch eine Zeitlang aufhalten - wie lange noch? Ein paar Monate, ein paar Jahre? Aber das Ende war unausweichlich.

Es fiel ihr nicht leicht, dieser Einsicht gegenüber den erforderlichen Gleichmut aufzubringen. Sie hatte sich im Lauf der Jahrhunderte an das Konzept der virtuellen Unsterblichkeit gewöhnt, sich gar damit angefreundet. Sie war dem Schicksal dankbar gewesen, das es ihr erlaubt hatte, in die elitäre Gruppe der Aktivatorträger aufgenommen zu werden. Sie hatte gelobt, die Gnade, die ihr ohne eigenes Verdienst zuteil geworden war, zum Besten aller denkenden Wesen zu nützen und eine Heilerin zu sein, die dort eingriff, wo die Methoden der herkömmlichen Medientechnik nicht mehr zu helfen vermochten.

Das sollte jetzt alles zu Ende sein? Zum tausendstenmal seit jenem erschreckenden Tag an Bord der PERSEUS ging ihr die Frage durch den Kopf, auf die es keine Antwort gab: Wer war das Phantom, das den Zellaktivator geraubt hatte? Es schien immateriell zu sein, kein Geschöpf aus Fleisch und Blut, eher ein Schemen. Es fiel schwer zu glauben, daß der Dieb das kostbare Gerät für seine eigenen Zwecke brauchte. In wessen Auftrag handelte er? Es schien da jemand zu geben, der systematisch Zellaktivatoren sammelte. Zuerst - zu einer Zeit, als die Raumschiffe des Tarkan-Verbands noch im Innern des Stasisfelds festgesessen hatten - war die Reihe an Galbraith Deighton gewesen. Seine cantarischen Herren hatten ihm das Leben gerettet, indem sie ihn noch während der 62-Stunden-Frist in einen Droiden verwandelten, ihm ein synthetisches Bewußtsein gaben und seinen Körper mit so viel syntronischem Gerät ausstatteten, daß er auch ohne Aktivator weiterleben konnte. Das nächste Opfer war Geoffry Waringer gewesen, und hier hatte man eine erste Spur zu finden geglaubt: Auch über Satrang war ein phantomhaftes Gebilde beobachtet worden, das den Ortergeräten Rätsel aufgab. Denen, die die Orteranzeige ausgewertet hatten, war es damals leichtgefallen, die Cantaro des Mordes an Geoffry Waringer zu verdächtigen. Denn cantarische Raumschiffe besaßen einen Ortungsschutz, der sie den galaktischen Ortern wie wahllos hin und her tanzende Irrlichter erscheinen ließ. Waringer war im Mai 1143 gestorben. Im Juli 1144, als der Aktivator-Dieb am Siragusa-Black-Hole zuschlug, war die PERSEUS längst mit einer verbesserten Version des Maxim-Orters ausgestattet, der Cantaro-Schiffe einwandfrei zu erfassen vermochte - langsam zwar, aber mit immer wieder erwiesener Zuverlässigkeit.

Wer war das Phantom also gewesen? Was hatte es mit der Einsammlung von Zellaktivatoren auf sich? Wenn nicht die Cantaro für die Aktion verantwortlich waren - und das mußte bezweifelt werden, da die Fahrzeuge der cantarischen Streitkräfte mit Hilfe des Maxim-Orters inzwischen einwandfrei erfaßt werden konnten -, wer war der Feind dann? Irmira Kotschistowa fühlte sich an die Überlegungen erinnert, die Perry Rhodan während des Fluges von Heleios nach Phönix angestellt hatte. Man kannte sich nicht mehr aus. Die Cantaro nannten die, von denen sie Befehle entgegennahmen, die *Herren der Straßen*. Zu Perry Rhodans

persönlichem Gegner hatte sich jedoch einer erklärt, der eindeutig ein Einzelwesen war und daher Monos genannt wurde. Die Machtstrukturen unter denen, die als Tyrannen der Milchstraße fungierten, waren heutzutage rätselhafter als vor einem Jahr. Es mochte sein, daß in diesem Rätsel - wenn es je gelöst wurde - die Erklärung für die scheinbar sinnlosen Aktivatordiebstähle gefunden werden konnte. *Die Frage ist nur*, dachte sie schwermütig, ob *ich noch davon erfahren werde*.

Sie spürte, wie die Müdigkeit sie zu umfassen begann. Es war trotz der tropischen Breite, auf der die Stadt Mandalay lag, unmittelbar vor Sonnenaufgang empfindlich kühl, und am deutlichsten empfand den Mangel an Wärme der, der seit dreißig Stunden kein Auge mehr zugemacht hatte. Irmina wollte sich abwenden, als sie das mattleuchtende, recht neblige Gebilde wahrnahm, das über das Wasser der Bucht heranhuschte. Zuerst glaubte sie, sie sähe die Schaumkrone auf einer besonders großen Welle. Aber das Wasser war völlig ruhig in der Windstille des beginnenden Morgens. Es gab keine großen Wellen.

Die Leuchterscheinung kam geradewegs auf sie zu. Die Mutantin ging auf die Knie. Sie hatte Angst. Im letzten Augenblick, nicht mehr als 20 Meter entfernt, änderte der leuchtende Nebel seinen Kurs, als hätte er erkannt, daß das Opfer, das er sich ursprünglich ausgesucht hatte, seiner Mühe nicht wert sei. Irmina wartete. Sie hatte nicht den Mut, sich umzudrehen und nachzusehen, wohin der Schemen sich wandte. Sie empfand eine Kälte, die wesentlich intensiver war als die, die sie zuvor gespürt hatte. Es war ein unheimliches Rauschen in der Morgenluft, die bisher so ruhig gewesen war.

Sie wartete ein paar Minuten. Das Rauschen war inzwischen verstummt. Sie richtete sich auf und wischte sich den Sand von den Knien. Erst dann wandte sie sich um. Der Widerschein des Morgenrots lag auf den Gärten und Dächern der kleinen Stadt. Die leuchtende Nebelerscheinung war verschwunden, verschluckt vielleicht von der zunehmenden Helligkeit.

Es war ein friedliches Bild, aber Irmina wurde es deswegen nicht leichter zumute. Sie spürte die Kälte immer noch. Etwas war hier, das nicht hiersein durfte. Die Angst blieb.

#### 5. 14. Januar 1146

Das Anorische war eine Sprache, die dem Cantarischen verwandt war und wegen seiner Krächz- und Schnalzlaute von einem Terraner nicht erlernt werden konnte. Sato Ambush war darauf angewiesen, sich mit Degruum, Gavval und Shyrbaat per Translator zu verständigen. Er bedauerte das; denn noch unmittelbarer als vielen anderen war ihm bewußt, daß wahre Verständigung nur in einem Gespräch zustande kam, bei dem die Sprache ohne äußere Hilfsmittel übertragen wurde. Was er zu sagen hatte, war daher präzise und prägnant formuliert, so daß das syntonische Übersetzergerät keine Schwierigkeiten damit hatte.

»Ich habe eine Isotropiedefizienz der superhochfrequenten Hyperstrahlung festgestellt. Mit Hilfe der Daten, die dabei anfielen, konnte ich den mutmaßlichen Standort eines der Sender ermitteln. Ich bitte um deine Hilfe.«

Sein Gesprächspartner war Degruum. Shyrbaat und Gavval waren, wie sie sagten, mit ihren Forschungen beschäftigt.

»In welcher Weise können wir dir helfen?« erkundigte sich Degruum.

Der Anoree war ein gutes Stück größer als Sato Ambush, zwei Meter zehn etwa. Der schmale, weit nach hinten ausladende Schädel ließ auf großes Gehirnvolumen schließen. Die Stirn war von bedeutender Höhe. Das eigentliche Gesicht: die kleinen, runden Augen, die kräftig entwickelte Nase und der von vollen Lippen umrahmte Mund nahmen nur die untere Hälfte der Gesichtspartie des Kopfes ein. Die Oberlippe wirkte besonders kräftig entwickelt, und unmittelbar darüber war ein graues Blättchen in die Haut eingebettet, das bei flüchtigem Hinsehen wie ein Muttermal erschien. Es war in Wirklichkeit ein syntonisches Mikrogerät, das mit Degruums Bewußtseinszentrum in Verbindung stand und von ihm als empathisches Schwingungsbarometer bezeichnet wurde. Im linken Ohrläppchen trug der Anoree einen kleinen, schimmernden Kristall, den er seinen Berater nannte. Es handelte sich um einen leistungsfähigen Mikrocomputer. Die Spezies Anoree neigte dazu, die natürlichen Fähigkeiten, die ihr von Geburt an mitgegeben waren, durch den Einbau syntonischer Geräte zu erweitern. Die Cantaro waren ein Zweig des Volkes der Anoree. Sie hatten diese Tendenz zur Besessenheit und sich selbst zu Droiden entwickelt, deren geistige und physische Körperfunktionen fast zur Hälfte von Synton-Modulen gesteuert wurden.

»Ich brauche ein Fahrzeug«, beantwortete der Pararealist Degruums Frage. »Die Organisation WIDDER erlaubt mir, Heleios zu verlassen. Aber ein Raumschiff kann sie mir nicht zur Verfügung stellen. Ich dachte, daß du und deine Artgenossen an dieser Sache vielleicht so ausreichend interessiert wäret, um mit mir zu fliegen.«

Degruum überlegte kurz.

»Die Hilfe, um die du bittest, wird dir gewährt werden«, sagte er. »Ich muß mich mit Gavval und Shyrbaat besprechen; aber ich bin sicher, daß sie keine Einwände haben. Wann willst du aufbrechen?«

»So bald wie möglich«, antwortete Sato Ambush. »Wir sind hier einer wichtigen Sache auf der Spur. Ich vermute, daß die Tyrannen der Milchstraße ein über die ganze Sterneninsel ausgebreitetes Hyperfunknetz eingerichtet haben, mit dessen Signalen sie die Tätigkeit der Cantaro kontrollieren. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie wichtig es für uns alle ist, die Funktionsweise dieses Netzes kennenzulernen.«

»Ich habe dich schon darüber sprechen hören und teile deine Ansicht«, sagte der Anoree. »Laß mich mit Gavval und Shyrbaat darüber beraten. Ich meine, daß wir binnen einer Stunde aufbrechen können.«  
Sato Ambush bedankte sich mit einer förmlichen Verneigung.



In den Wochen seit der Rückkehr nach Heleios hatte der Pararealist ganze Arbeit geleistet. Die Widder waren so verständnisvoll gewesen, ihm einen Trakt ungenutzter, in die Felsen des Zentralmassivs eingebetteter Räume zur Verfügung zu stellen. Sato Ambush hatte zehn Tage lang ein Regiment Roboter beschäftigt, das ihm den Trakt nach seinen Wünschen einrichtete. Große Laborflächen entstanden, die mit den von ODIN und CI-MARRON hinterlassenen Geräten ausgestattet wurden. Wohn- und Nutzräume wurden auch angelegt. Dem ehemaligen Generalfähnrich Shoudar stellte man ein separates Apartment zur Verfügung. Shoudar war Sato Ambushs Obhut anvertraut worden. Vorerst allerdings wurde er noch von einem Medotechniker betreut. Der Pararealist wollte sich eingehend mit dem Cantaro befassen, sobald dieser vollends wiederhergestellt war.

Auch die drei Anoree hatten sich dazu überreden lassen, in den Labortrakt einzuziehen. Für sie waren Wohnräume nach dem Geschmack ihres Volkes hergerichtet worden. Degruum, Gavval und Shyrbaat hatten einschlägige Interessen an Ambushs Experimenten und Forschungen. Sie waren - selbst nach den Ereignissen auf der Brutwelt Sampson - noch immer nicht davon überzeugt, daß die Cantaro wirklich die

barbarischen Schurken seien, die die *Widder* in ihnen sahen. Sie wollten dabei sein, wenn der Pararealist sich mit Shoudar zu unterhalten begann. Sie waren voller Wißbegierde bezüglich des Hyperfunknetzes, dessen Existenz Sato Ambush aufgrund seiner Meßergebnisse postulierte. Das war verständlich, denn wenn ein solches Netz tatsächlich existierte und so arbeitete, wie Ambush vermutete, dann bot sich hier eine Möglichkeit zu erklären, warum die Cantaro so sehr aus der Art geschlagen waren. Wenn es eine Macht gab, die die Droiden mit Hilfe superhochfrequenter Hypersignale steuerte, dann traf die Cantaro selbst keine Schuld für ihr Verhalten. Sie wurden zu den Greueln, die man ihnen nachsagte, gezwungen. Für die drei Anoree war es von - fast hätte man sagen mögen: nationaler Bedeutung, den entsprechenden Beweis zu erbringen. Schließlich waren die Cantaro ein, wenn auch entarteter, Seitenzweig des anorischen Volkes.

Hinzu kam der Umstand, daß Degruum und seine Artgenossen derzeit beschäftigungslos waren. Vor drei Monaten hatten sie in der Randzone des galaktischen Zentrums ein Propaganda-System installiert, den sogenannten Friedenssprecher, der aus einer Zentraleinheit und 12 Hyperfunksatelliten bestand. Über die Satelliten waren Wort- und Bildnachrichten ausgestrahlt worden, die die Cantaro an ihre Herkunft, an ihre moralischen Verpflichtungen und an die Verwandtschaft mit der Nation der Anoree erinnern sollten. Der Friedenssprecher war eigentlich eher als Experiment gedacht und deckte mit seinen Botschaften nur einen winzigen Bruchteil des Gesamtvolumens der Milchstraße ab. Das Experiment hatte sich jedoch als überraschend erfolgreich erwiesen. Unter den Cantaro war Unruhe entstanden, als sie die Nachrichten des Friedenssprechers hörten, und die Unruhe war so groß geworden und hatte so weit um sich gegriffen, daß die Tyrannen der Milchstraße gegen das Propaganda-System hatten vorgehen müssen. Einer der Satelliten nach dem ändern war ausgeschaltet worden, und vor kurzem hatten die Anoree anhand gewisser Meßdaten ermittelt, daß auch die Zentraleinheit nicht mehr existierte. Das Experiment Friedenssprecher war abgeschlossen, und es bestand weder Neigung noch Anlaß, einen weiteren Versuch dieser Art durchzuführen.

Es kostete Degruum daher keinerlei Mühe, Shyrbaat und Gawal davon zu überzeugen, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, auf Sato Ambushs Bitte einzugehen. Der Anoree hatte nicht zuviel versprochen: 50 Minuten, nachdem der Pararealist sich von Degruum verabschiedet hatte, war die YAL-CANDU zum Aufbruch bereit.

Der vermutliche Standort des Senders, den Ambush angepeilt hatte, befand sich nicht weiter als 18 Lichtjahre vom Seriphos-System entfernt. Dieses Meßergebnis hatte den Pararealisten in arge Denkschwierigkeiten gestürzt. Die Peilung war ihm erst gelungen, nachdem er seine Meßapparatur unter beträchtlichem Aufwand auf höchste Empfindlichkeit getrimmt hatte. Wenn die Isotropie der geheimnisvollen Strahlung daher rührte, daß es zahlreiche und annähernd gleichmäßig verteilte Sendegeräte gab, dann konnte die Mühe, die er mit dem Anpeilen eines so nahen Senders gehabt hatte, eigentlich nur damit erklärt werden, daß das Netz unglaublich dicht gespannt war. Das nächste Sendegerät, so ergab eine überschlägige Berechnung, mußte sich in einer Entfernung von weniger als 30 Lichtjahren befinden, das zweitnächste in einem Abstand von nicht mehr als vierzig. Die Homogenität der superhochfrequenten Strahlung ließ sich nur mit einem Netz erzeugen, dessen Komponenten im Durchschnitt nicht mehr als zehn Lichtjahre voneinander entfernt waren.

Das erschien Sato Ambush unvorstellbar. Zur Abdeckung der gesamten Milchstraße, und sei es auch nur eines dünnen Abschnitts der galaktischen Hauptebene, hätte der Gegner Billionen von Sendegeräten installieren

müssen. Länger als 650 Jahre konnten die Tyrannen noch nicht an der Macht sein. In sechseinhalb Jahrhunderten ließ sich ein solches Projekt nicht abwickeln - auch wenn man die Phantasie bezüglich der Technik, die Monos oder den *Herren der Straßen* zur Verfügung stand, noch so sehr strapazierte.

Der Pararealist zog daher eine andere Möglichkeit in Erwägung. Er experimentierte erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit mit superhochfrequenter Hyperstrahlung. Infolge der besonderen Umstände, denen er seit der Katastrophe am Perseus-Black-Hole unterworfen war, hatte er keine Gelegenheit gehabt, Langstreckenversuche zu unternehmen. Er wußte nicht, wie sich SHF-Wellen durch den Hyperraum fortpflanzten. Es gab ein Phänomen, das von Hyperenergiephysikern der *Wellenwiderstand des Hypervakuums* genannt wurde. Dieser Widerstand war dafür verantwortlich, daß Hyperfunksignale sich nicht endlos weit fortpflanzten, sondern eine beschränkte Reichweite besaßen. Wenn der Wellenwiderstand des Hypervakuums eine Funktion der Frequenz war, dann mochte es sein, daß superhochfrequente Signale sich weitaus verlustfreier ausbreiten konnten als Impulse einer geringeren Frequenz. In diesem Fall mochte das gegnerische Funknetz wesentlich lockerer gespannt sein, als Sato Ambush bis - herauf der Grundlage der Erkenntnisse der konventionellen Hyperenergiephysik - angenommen hatte. Denn wann würde das Signal eines eintausend Lichtjahre entfernten Senders am Meßort mit annähernd derselben Intensität eintreffen wie die Strahlung eines Sendegeräts, das sich nur zehn Lichtjahre weit weg befand.

Mit solchen Überlegungen beschäftigte sich der Pararealist, während die YALCANDU zum angepeilten Punkt unterwegs war. Der Flug dauerte nur wenige Minuten. Als nun das wie eine mittelalterliche Armbrust geformte Raumschiff aus dem Hyperraum ins 4D-Kontinuum zurückfiel, begannen die Sensoren zu arbeiten.

Sato Ambush war auf eine längere Wartezeit gefaßt, weil die Sender des Hyperfunknetzes, wie er wußte, nicht kontinuierlich arbeiteten, sondern ihre Signale in unregelmäßigen, manchmal mehrere Stunden dauernden Abständen von sich gaben. Die Geduld, mit der er sich gewappnet hatte, wurde indes nicht benötigt. Es waren erst zehn Minuten vergangen, da sprachen zwei Sensoren an. Die Aufzeichnung, die der Bordcomputer anhand der von den Sensoren registrierten Daten anfertigt, zeigte das zwar unentzifferbare, aber dennoch charakteristische Bild einer Impulsgruppe des feindlichen Hyperfunknetzes. Die Peilung, die mit Hilfe der neuen Daten vorgenommen wurde, wies eine Ungenauigkeit von nur noch plus/minus 0,8 Lichtsekunden auf. Die YALCANDU näherte sich dem angepeilten Ort mit geringer Fahrt. Die Taster begannen zu spielen und erfaßten innerhalb weniger Minuten ein fremdes Objekt, das aus herkömmlichen Polymermetall bestand und ein Volumen von rund einem Kubikmeter besaß. Sonden wurden ausgeschleust und untersuchten den Fremdkörper aus der Nähe. Er entpuppte sich als tonnenförmiges Gebilde, das einen Durchmesser von 80 Zentimetern und eine Höhe von zwei Metern hatte und für alles in der Welt so aussah, wie einer der Fernmeldesatelliten, die sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts alter Zeitrechnung zu Hunderten im Orbit über der Erde getummelt hatten. Nur die Sonnensegel fehlten ihm. Er bezog die Leistung, die er für seine Tätigkeit brauchte, vermutlich aus einer Quelle, die irgendwo in seinem Leib untergebracht war.

Sato Ambush ließ keine Vorsichtsmaßnahme außer acht. Er mußte damit rechnen, daß der Satellit über einen Selbstzerstörungsmechanismus verfügte, der in Tätigkeit trat, wenn das Gerät unerlaubt von seinem Standort entfernt wurde. Mehrere Spezialroboter untersuchten den Satelliten eine geschlagene Stunde lang, bis gewiß war - soweit angesichts der fremden Technik von Gewißheit überhaupt die Rede sein konnte -, daß es einen solchen Mechanismus nicht gab. Aber selbst dann ging der Pararealist noch kein Risiko ein. Die Roboter brachten den Satelliten an Bord und verstauten ihn in einem bugwärts gelegenen Raum, der erstens von allen kritischen Komponenten des Raumschiffes weit entfernt und zweitens durch zusätzliche Panzerung abgesichert war. Die Roboter fuhren fort, das Gerät zu untersuchen und zu durchleuchten, und als die YALCANDU nach Heleios zurückkehrte, da lagen Sato Ambush bereits mehrere Konstruktions- und Schaltschemata vor, die ihm den Eindruck vermittelten, daß er es mit einem Produkt zu tun hatte, das wohl einer exotischen Technik entstammte, im übrigen aber nach vertrauten Prinzipien aufgebaut war und funktionierte.

In den darauffolgenden Tagen beschäftigte sich der Pararealist ausschließlich mit dem erbeuteten Satelliten, so daß er weder für den Generalfährnrich Shoudar noch für die Perle Moto, deren umfangreicher Dateninhalt immer noch erst zu einem winzigen Bruchteil entschlüsselt war, Zeit hatte. Degruum, Gavval und Shyrbaat gingen ihm zur Hand. Ihr Sachverstand erwies sich als überaus nützlich. Ambush zerlegte das Gerät, wobei er äußerst vorsichtig zu Werke ging und die kritischen Arbeiten von fernsteuerbaren Robotern erledigen ließ, und entfernte die Energiequelle, die er bei dieser Gelegenheit als Gravitraf-Speicher simpler Konstruktion identifizierte. Damit war sichergestellt, daß der Sender keine Signale mehr ausstrahlte. Sato Ambush hielt es nämlich durchaus für möglich, daß der Gegner über Peilmethoden verfügte, mit denen er den Standort jeder Komponente seines Hyperfunknetzes anpeilen konnte. Es mußte unter allen Umständen verhindert werden, daß der Feind auf diese Weise einen Hinweis bezüglich des Standorts der Stützpunktwelt Heleios erhielt.

Die Anoree identifizierten einen großen Teil der Technik, die bei der Konstruktion des Satelliten Anwendung gefunden hatte, als »höchstwahrscheinlich cantarisch«. Sie erkannten die Verwandtschaft mit anorischen Bauprinzipien und Fertigungsmethoden. Wo es Abweichungen gab, ließen sie sich damit erklären, daß die Technik der Cantaro, seit sie aus Neyscuur ausgezogen waren, einen anderen Entwicklungsweg genommen hatte als die der Anoree. Sato Ambush war zunächst überrascht, den Sender als vergleichsweise primitives Gerät zu erkennen, das die galaktische Technik im Prinzip schon vor anderthalbtausend Jahren in ähnlicher Güte hätte herstellen können - wenn man einmal von dem nebensächlichen Detail absah, daß die galaktischen Techniker bis auf den heutigen Tag nicht wußten, was man mit superhochfrequenter Hyperstrahlung anfangen konnte und wie mit ihr umzugehen war. Der Satellit war dazu konstruiert, Kontrollkodes zu empfangen und daraufhin unterschiedlich geformte, einer SHF-Trägerwelle aufmodulierte Impulsgruppen zu emittieren.

Schon nach kurzem Grübeln entschied der Pararealist allerdings, daß die Primitivität des Geräts durchaus logisch sei. Die Tyrannen der Milchstraße hatten, als sie die Macht an sich rissen und die Cantaro zu ihren Handlangern machten, das Kontrollsystem so schnell wie möglich installieren müssen. Um Zeit und Aufwand zu sparen, hatten sie eine möglichst einfache Konstruktion gewählt. Ambush war inzwischen fast davon überzeugt - intuitiv, ohne eine entsprechende Theorie entwickelt oder Messungen vorgenommen zu haben -, daß SHF-Strahlung im Hyperraum einem geringeren Widerstand begegnete als Wellen geringerer Frequenz. Dessen ungeachtet mußte das Kontrollfunknetz - dieser Begriff hatte sich ohne bewußtes Dazutun in seinen Gedanken gebildet -, wenn es seine Aufgabe wirklich lückenlos erfüllen sollte, aus Dutzenden von Millionen Satelliten bestehen. Wer die Aufgabe vor sich sieht, ein Kontrollsystem mit 40 oder 50 Millionen Komponenten so rasch wie möglich zur Einsatzreife zu bringen, der neigt dazu, mit der Herstellung der Einzelteile so wenig Aufwand wie möglich zu treiben.

So weit war alles klar. Das wahre Geheimnis war in einem etwa zwei Kubikzentimeter großen Modul enthalten, mit dem weder Sato Ambush noch die drei Anoree etwas anzufangen wußten - auch nicht, nachdem es bis in mikroskopische Bruchstücke zerlegt worden war. Uralter terranischer Wissenschaftlertradition folgend, nannte der Pararealist das geheimnisvolle Modul die *Black Box* und gelangte ohne Mühe zu dem Schluß, daß es die Black Box war, die dem Satelliten klarmachte, welche Impulsfolgen er abzustrahlen hatte. Mit anderen Worten: Sato Ambush würde die Funktionsweise des Kontrollfunknetzes nicht verstehen, solange er das Geheimnis des miniaturisierten Moduls nicht entschlüsselt hatte.

Er, den alle Welt für ein Genie hielt, war der Ansicht, daß diese Aufgabe ihn überfordere. Auch die Anoree konnten ihm nicht helfen. Es hätte der kombinatorischen Fähigkeit Dutzender von Großcomputern bedurft, dem Rätsel der Black Box mit statistischen Methoden auf die Spur zu kommen. Auf Heleios gab es keine Dutzende von Großcomputern, und selbst wenn sie vorhanden gewesen wären, hätte man sie einem schmalschultrigen, großköpfigen Wissenschaftler, dessen Forschungsgebiet etlichen konventionellen Denkern ohnehin noch suspekt war, nicht zur Verfügung stellen können. Der Stützpunkt der Organisation WIDDER hatte um seine eigene Sicherheit besorgt zu sein. Allein für diesen Zweck wurde alles vorhandene Rechnerpotential benötigt.

Sato Ambush hatte eine Komponente des Kontrollfunknetzes erbeutet, mit dem die Herrscher der Milchstraße die Cantaro steuerten. Aber der Antwort auf die Frage, wer denn die Herrscher eigentlich seien, war er damit noch um keinen Schritt näher gekommen.

Wenigstens bis jetzt noch nicht.

6. 24. Januar 1146

»Ich habe gestern mit Frodar Huggins gesprochen«, sagte Jennifer Thyron. »Er hat mir eine merkwürdige Geschichte erzählt.«

Sie sprach ungewöhnlich ernst. Bisher war das Frühstück im Hause Tekener/Thyron unter leichtem Geplauder vonstatten gegangen. Jennifers Bemerkung kam für die übrigen Teilnehmer der kleinen Tischrunde - zu fünft waren sie insgesamt - ein wenig überraschend.

»Was für eine Geschichte?« fragte Ronald Tekener verwundert.

»Eigentlich wollte er damit nicht herausrücken«, antwortete Jennifer. »Es rutschte ihm nur so eine Bemerkung über die Zunge. Du kennst mich, wenn jemand mich neugierig macht. Ich ließ nicht locker, bis er mir die ganze Sache erzählt hatte. Es schien, daß Frodar vor gut drei Wochen mitten in der Nacht oben bei der Gleiterfabrik an der Selva nach einem neuen Fahrzeug Ausschau hielt ...«

Sie berichtete, was Frodar Huggins in der Nacht des 2. Januars erlebt hatte. Es hörte sich ziemlich dramatisch an. Frodar hatte, wie gesagt, über sein nächtliches Erlebnis den Mund halten wollen. Als er sich in seiner Geschwätzigkeit dann doch verplapperte, war es ihm angemessen erschienen, die Geschichte so auszuschmücken, daß er selbst nicht allzu lächerlich dastand.

»Das ist seltsam«, bemerkte Irmina Kotschistowa, nachdem Jennifer geendet hatte. »Ich hatte in der Nacht nach unserer Ankunft ein ähnliches Erlebnis. Ich habe es verdrängt, weil ich mich vor Phantomen fürchte.«

Sie berichtete und schloß mit den Worten:

»Ich vermute, daß ich seit den Ereignissen im Siragusa-Sektor überempfindlich bin. Es gibt gewiß Fachleute, die mir glaubhaft machen könnten, daß ich nur einen Schwaden Leuchtgas gesehen habe, und die Kälte gab es vermutlich nur in meiner Einbildung.«

Daraufhin entspann sich zunächst eine angeregte Diskussion. Roi Danton neigte zu Irminas Ansicht, daß es sich bei ihrem ebenso wie bei Frodar Huggins' Erlebnis um natürliche Phänomene gehandelt haben könne. Ronald Tekener machte ein paar wenig schmeichelhafte Bemerkungen über Frodars Lebensgewohnheiten im allgemeinen und sein Verhältnis zum Alkohol im besonderen. Damit kam er bei Jennifer allerdings an die Falsche. Sie widersprach heftig und ergriff Frodars Verteidigung, indem sie ihn als zuverlässigen Zeitgenossen bezeichnete. Irmina Kotschistowa hielt sich bis auf gelegentliche, knappe Äußerungen zurück, wie es ihre Art war, und Perry Rhodan beteiligte sich an der Unterhaltung überhaupt nicht.

Schließlich hob er die Hand. Die Geste wurde mit solchem Nachdruck gemacht, daß das Gespräch sofort verstummte.

»In einer solchen Sache darf man kein Risiko eingehen«, erklärte Rhodan. »Wir haben es schon des öfteren mit Phantomen zu tun gehabt, jedesmal unter unerfreulichen Bedingungen. Auf Satrang fing es an ...« »Das waren Cantaro«, wurde er von Roi Danton unterbrochen.

»Bist du sicher?« fragte Rhodan. »Als wir im Jahr elfdreiundvierzig aus dem Stasisfeld zum Vorschein kamen und in den Kalo der Milchstraße einflogen, trafen wir auf Cantaro-Raumschiffe, die mit einem vorzüglichen Ortungsschutz ausgestattet waren, so daß sie von unseren Ortogeräten nur als hin und her tanzende Schemen erfaßt werden konnten. Für uns war es völlig logisch, das Phantom, das wir über Satrang



beobachteten, als Cantaro zu identifizieren. Aber denk an das, was in jüngster Zeit geschehen ist. Auch die PERSEUS hatte es mit einem Phantom zu tun. Um einen Cantaro kann es sich in jenem Fall nicht gehandelt haben; denn die PERSEUS ist wie alle anderen Fahrzeuge inzwischen mit dem Maxim-Orter ausgestattet, der cantarische Raumschiffe einwandfrei erfäßt.«

»Es besteht die Möglichkeit, daß die Cantaro ihren Ortungsschutz mittlerweile verbessert haben«, wandte Ronald Tekener ein.

Perry Rhodan hob die Schultern.

»Die Möglichkeit wohl«, gab er zu. »Aber ich kann mich nicht dazu bringen, sie für besonders wahrscheinlich zu halten.«

Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Dann hörte man Irmina Kotschistowa flüstern:

»Ich habe Angst. Ich habe Angst vor Phantomen.«

Schließlich fragte Jennifer, an Fern' Rhodan gewandt:

»Was schlägst du vor? Was gibt es in einer solchen Lage zu tun?«

»Wenn sich auf Phönix ein Phantom aufhält, dann muß es auf irgendeine Art und Weise hierhergekommen sein«, antwortete Rhodan. »Wir sollten die Orteraufzeichnungen der vergangenen vier bis fünf Wochen durchsehen.«

Die Vorbereitungen für die Abwehrschlacht waren getroffen. Acht Freihändlerschiffe und die LACRIMARUM waren vor einer Woche schon aufgebrochen. Über 4000 Männer und Frauen sowie alles entbehrliche Hab und Gut waren abtransportiert worden und mußten inzwischen Heleios längst erreicht haben. Man hatte die Raumschiffe in aller Eile mit Pulswandlern ausgestattet und an ihre Bordcomputer die für die Bewältigung des Virenwalls erforderliche Software übertragen. Pulswandlertechnik und Antivirencodealgorithmen waren mittlerweile so vielfach bewährt, daß sich über die Sicherheit des Fluges des aus neun Schiffen bestehenden Verbands niemand Sorgen zu machen brauchte.

Auf Phönix hatte Fern' Rhodan die strategische Planung übernommen. Von den sechs verbleibenden Freihändlerschiffen wurden drei auf Phönix stationiert, die anderen drei bezogen Standorte in den Klüften der Kraterwälle des Mondes Styx. Auf Phönix blieb auch die zu dem früheren Tarkan-Verband gehörende HARMONIE. Sie war unbemannt. Rhodan beabsichtigte, das Schiff des Meistersängers von Ophal an Bord der ODIN zu nehmen, sobald die Auseinandersetzung mit den Cantaro vorüber war. Salaam Siin gehörte zur Besatzung der ODIN. Er hätte sein Schiff wohl alleine nach Heleios fliegen können. Aber er wollte sich nicht von seinen Freunden Beodu und Gucky trennen, und man hatte ihm schließlich zugestanden, daß er hierbleiben dürfe. Die HARMONIE war für Kampfeinsätze denkbar ungeeignet. Sie wurde in einem der tief unter der Erde gelegenen Hangars des Raumhafens im Zentralmassiv von Bonin versteckt, wo ihr selbst dann nichts geschehen würde, wenn es wider Erwarten den Cantaro gelingen sollte, Phönix selbst unter Feuer zu nehmen.

Die Schiffe LYNX, CEPHEUS und CYGNUS hatte man nach Ultima dem äußersten Planeten des Ceres-Systems ausquartiert. Die MONOCEROS und die HERCULES waren auf der sonnennächsten Welt Porta stationiert. Perry Rhodan legte Wert darauf, seine Streitkräfte möglichst weit gefächert zu verteilen, so daß er dem Vorstoß der Cantaro mit maximaler Wirkung begegnen konnte, unabhängig davon, aus welcher Richtung er erfolgte.

Die kampfstärksten Einheiten ODIN, CIMARRON und KARMINA begaben sich in den Ortungsschutz der Sonne Ceres. Mit voll ausgefahrenen Feldschirmen schwebten sie dicht über der Oberfläche der Photosphäre. Infolge der Störgeräusche, die vom hyperenergetisch aktiven Kern der Sonne ausgingen, wären sie normalerweise von aller Kommunikation mit der Umwelt abgeschnitten gewesen. Sie hatten jedoch Sonden ausgeschleust, die im geräuschärmeren Halbvakuum der Korona kreuzten und die Verbindung mit dem Kommandozentrum auf Phönix, Porta, Styx und Ultima aufrechterhielten.

Für Perry Rhodan und seine unmittelbare Umgebung stand auf Phönix eine Space-Jet bereit, die sie blitzschnell nach Ceres und an Bord der ODIN befördern würde, sobald die Fernortung den anfliegenden Cantaro-Verband erfäßte. Die ODIN war als Flaggschiff der Verteidigerflotte designed. Von ihrem Kontrollraum aus würde die Abwehrschlacht gegen die Cantaro gesteuert werden.

Die Taktik sah vor, daß die auf den Planeten und Monden des Ceres-Systems gelegenen Raumforts die Cantaro mit Ferngeschützen unter Feuer nehmen würden, sobald die gegnerischen Raumschiffe aus dem Hyperraum auftauchten. Statistische Hochrechnungen, die auf der Basis des neuesten Kenntnisstands der Defensivbewaffnung cantarischer Kampffahrzeuge vorgenommen wurde, ließen erwarten, daß es den Raumforts gelingen würde, 20 bis 30 Prozent des angreifenden Verbands auszuschalten, bevor der Gegner über die Bahn des äußersten Planeten vorgestoßen war.

Die Raumjäger, die hauptsächlich auf Ultima stationiert waren, bildeten die zweite Linie der Verteidigung. Man rechnete damit, daß die Vernichtung eines guten Viertels ihrer Streitmacht die Cantaro vorübergehend in Verwirrung stürzen würde. Im Augenblick der Unsicherheit hatten die Raumjäger anzugreifen. Die Jägerpiloten waren angewiesen, auf ihre persönliche Sicherheit zu achten und kein unnötiges Risiko einzugehen. Es gab aber, dank Ronald Tekeners vorausschauender Planung, mehr als 200 auf Robotbetrieb

umgestellte Jäger, die derartigen Beschränkungen nicht unterworfen waren. Perry Rhodan ging davon aus, daß es den Raumjägern gelingen werde, den Verband der Angreifer bis auf ein Drittel seiner ursprünglichen Stärke zu reduzieren. Wie die Cantaro auf Verluste dieses Umfanges reagieren würden, darüber machten die Hochrechnungen keine Aussage. Die Mentalität der Droiden - und vor allen Dingen: wie sie von ihren Befehlsgebern gesteuert wurden - war noch immer nicht hinreichend bekannt. Wenn der Feind nach dem Angriff der Raumjäger die Flucht ergriff, war die Gefahr überstanden. Drang er dagegen weiter in Richtung Phönix vor, mußten die dort bzw. auf Styx, Porta und Ultima stationierten Kampfschiffe eingreifen.

Perry Rhodan war sicher, daß man den cantarischen Überfall erfolgreich werde abwehren können - es sei denn, man hatte sich bezüglich der Strategie der Droiden total verrechnet. Auch für diesen Fall war Vorsorge getroffen. Man hatte einen umfangreichen, bis ins letzte Detail gehenden Evakuierungsplan entwickelt. Selbst für die unterlichtschnellen Raumjäger, deren maximale Reichweite drei Lichtmonate betrug, war Vorsorge getroffen.

Wenn die Fernorter meldeten, daß der Gegner mit mehr als 200 Einheiten angriff, trat der Evakuierungsplan in Kraft.

Es dauerte ein paar Stunden, bis man Pradu men Kaan aufgetrieben hatte, den Orterspezialisten, der in jener Nacht Dienst getan hatte, als das merkwürdige Phänomen aufgetreten war. Der Akone verbrachte einen großen Teil seiner Freizeit in den Bergen, die dem Zentralmassiv von Bonin vorgelagert waren. Er bezeichnete sich als Feinschmecker und suchte nach einheimischen Pflanzen, die er zu wohlschmeckenden Salaten verarbeiten konnte. Viele Suchrufe, die Ronald Tekener ausstrahlte, verhallten unbeantwortet. Erst am frühen Nachmittag meldete sich Pradu, erstaunt über die Suchmeldung, von einem Punkt, der in der Nähe der Nordwestküste und fast 3000 Kilometer von Mandalay entfernt lag.

Man einigte sich darauf, die fragliche Aufzeichnung, die von Tekener über Computer abgerufen worden war, an Ort und Stelle - d.h. in der Orterzentrale des unterirdischen Raumhafens - zu inspizieren. Es ging nun auf 16.00 Uhr Terra-Standardzeit, als man sich in dem Arbeitsraum, in dem Pradu men Kaan üblicherweise seinen Dienst versah, zusammentraf.

Die Aufzeichnung wurde vorgespielt. Auf der Videofläche des Orterbilds erschien der eigenartige, grellleuchtende Punkt, der sich kurze Zeit später aufblähte, seine Identität verlor und das gesamte Bild vorübergehend mit matter Helligkeit erfüllte. Synchron lief die Unterhaltung, die Pradu men Kaan damals mit dem Syntron geführt hatte.

»Ich habe mir die Sache nicht leichtgemacht«, verteidigte sich der Akone. »Es gab keinen Hinweis auf einen wie auch immer gearteten Vorgang, mit dem sich das Phänomen auf logische Weise hätte erklären lassen. Also akzeptierte ich, wenn auch nur mit achtundvierzig Prozent Wahrscheinlichkeit, die Aussage des Syntrons, daß vermutlich ein transienter Gerätefehler vorliege.«

»Dich trifft keine Schuld«, versuchte Perry Rhodan den aufgeregten Orterspezialisten zu beruhigen. »Du hast in verantwortungsvoller Weise reagiert. Die Erscheinung, mit der wir es zu tun haben, ist weithin unbekannt. Es gibt nur wenige, die die Phantomortung richtig hätten interpretieren können.«

In seiner Begleitung waren Roi Danton und Jennifer Thyron. Er wandte sich an beide.

»Die Symptome sind immer anders«, sagte er ernst. »Über Satrang sahen sie anders aus als im Siragusa-Sektor, und hier sind sie wiederum von völlig neuartiger Beschaffenheit. Ich zweifle trotzdem nicht daran, daß wir es hier mit derselben Art Erscheinung zu tun haben wie auf Satrang und an Bord der PERSEUS. Ein Schemen hat sich auf Phönix eingeschlichen, und seine Absicht ist gewiß keine freundliche.«

»Die Frage ist, wie wir ihn fassen.« Jennifer Thyron wirkte nachdenklich. »Es war reiner Zufall, daß ich von Frodar Huggins' Erlebnis erfuhr. Vielleicht gibt es noch andere, die dem Phantom begegnet sind und sich nicht getrauen, darüber zu sprechen.«

»Die Sache muß publik gemacht werden«, sagte Roi Danton. »Wir erlassen einen Aufruf. Jeder, der im Lauf der vergangenen drei Wochen unerklärliche Beobachtungen gemacht hat, soll sich melden.«

»Wenn man nur wüßte, was der Schemen auf Phönix will«, murmelte Pradu men Kaan. »Welche Absichten verfolgt er?«

Er erhielt keine Antwort, und weil er so tief in Gedanken versunken war, entging ihm, daß Rhodan, Danton und Jennifer ernste Blicke wechselten. Die Geschehnisse von Satrang und an Bord der PERSEUS hatten sich ihnen tief ins Bewußtsein eingeprägt. Phantome bedeuteten Unheil. Geoffry Waringer hatte sterben müssen. Irima Kotschistowa hatte zu altern begonnen, und bei allem Optimismus, den sie an den Tag legte, war man nicht sicher, wie lange sie überleben würde. Phantome brachten Leid. Niemand spürte ein Verlangen, Pradu men Kaans Frage zu beantworten. Aber wie die Antwort zu lauten hatte, war jedermann klar. Ungewiß war nur, wen es diesmal erwischen würde.

Von der Beobachtung, die Pradu am 10. Januar gemacht hatte, existierte keine Aufzeichnung. Der Akone schilderte die Gestalt, die plötzlich im Video erschienen war. Niemand vermochte sich das Ereignis zu erklären. Syntron-Netze waren üblicherweise durchaus zuverlässig und Fehler in der Handhabung der optischen Kommunikation dementsprechend selten. Trotzdem konnte die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, daß Pradu men Kaan beobachtet hatte, was die Fachleute einen »ghost« nannten: ein von einer

vorübergehenden Fehlfunktion produziertes Phantombild.

Ernst wollte diese Möglichkeit jedoch niemand nehmen. Was Pradu gesehen hatte, war kein »ghost«, kein Phantombild, sondern das Phantom selbst. Warum es sich in dieser Weise gezeigt hatte, aus welchem Grund es in das optische Kommunikationsnetz eingedrungen war, das begann erst im weiteren Verlauf des Tages klarzuwerden.

Der Aufruf hatte unerwarteten Erfolg. Bis 20 Uhr Terra-Standardzeit meldeten sich insgesamt vierzehn Freihändler, die während der vergangenen Wochen unerklärliche Phänomene beobachtet hatten. Die Mehrzahl der Beobachtungen war harmlos verlaufen. Drei unter den vierzehn jedoch hatten ähnliche Erlebnisse gehabt wie Frodar Huggins. Sie waren mit etwas in Berührung gekommen, das ihnen einen harten Schlag versetzte. Sieben Beobachter sprachen von irrlichternden Leuchterscheinungen, die sie aus dem Nichts hatten auftauchen und wieder verschwinden sehen. Vier glaubten bemerkt zu haben, daß es plötzlich kühler wurde. Andere wiederum hatten Beobachtungen gemacht, die darauf hinwiesen, daß der Schemen ungeachtet seines spukhaften, gespenstischen Verhaltens durchaus ein materielles Gebilde war. Man hatte kreisförmige Abdrücke im Boden gefunden, und in fünf Fällen wurde berichtet, daß der Spuk sich entfernt habe, indem er sich unter erheblicher Lärmentwicklung einen Weg durch Gebüsch oder Gestrüpp bahnte.

Die 14 Berichte wurden sorgfältig aufgezeichnet. Perry Rhodan ließ vom Computer eine Karte anfertigen, auf der die Beobachtungsorte eingetragen waren. Der Schemen war an verschiedenen Punkten im Südostsektor des Kontinents Bonin gesehen worden. Wenn man Pradu men Kaans, Frodar Huggins' und Irmina Kotschistowas Erlebnisse hinzurechnete, hatte es insgesamt 17 Sichtungen gegeben. Die Art und Weise, wie sie über die Topographie verteilt waren, ergab keinerlei Sinn; zumindest lieferten sie keinen Aufschluß darüber, welches Ziel der Schemen verfolgte.

»Wir haben es mit einem Gebilde oder sagen wir besser: einem Wesen zu tun, das über die Mittel einer fortgeschrittenen Technik verfügt und sich trotzdem so verhält, als hätte es Mühe, sich zu orientieren«, faßte Perry Rhodan die vom Computer gelieferte Auswertung zusammen. »Es bewegt sich ziellos und weiß offenbar nicht, wo es hinwill.«

»SIRA-sieben«, sagte Irmina Kotschistowa mit schwerer Stimme. »Damals hatten wir auch den Eindruck, daß das Phantom ziemlich verwirrt sei.«

»Es hat ohne Zweifel ein festes Ziel«, fuhr Rhodan fort. »Dabei fällt es ihm schwer, sich in einer Umwelt, die uns alltäglich erscheint, zurechtzufinden. Ich halte es nicht für unmöglich, daß es auch versucht, sich mit Hilfe der syntronischen Geräte, die es überall auf Phönix gibt, zu orientieren. Bei einem dieser Versuche ist es offenbar ins optische Kommunikationsnetz geraten. So läßt sich Pradu men Kaans Beobachtung erklären.«

»Was für ein Wesen soll das sein?« fragte Jennifer Thyron unsicher.

»Eines, das normalerweise auf einer Daseinsebene existiert, zu der wir keinen Zugang haben«, antwortete Perry Rhodan. »Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, daß ein Geschöpf, dessen üblicher Aufenthaltsbereich der Hyperraum ist, Schwierigkeiten hätte sich im 4D-Kontinuum zu orientieren.«

»Und wie bekommen wir einen solchen Irrwisch zu fassen?« knurrte Ronald Tekener ärgerlich.

Das Summen des Interkoms enthub Perry Rhodan der Notwendigkeit zu antworten. Bedauern empfand er deswegen nicht, denn die Antwort wäre ihm schwergefallen. Auf Jennifers Zuruf in Richtung des Servos entstand mitten im Raum eine Bildfläche. Pradu men Kaan war darauf zu sehen. Er wirkte aufgeregt.

»Ich weiß nicht, ob ich hier etwas Brauchbares habe«, sagte er hastig. »Aber es hat eine weitere Phantom-Ortung gegeben - diesmal in unmittelbarer Nähe.«

Sie sahen sich die Aufzeichnung an. Sie war von einem Nahorter angefertigt und zeigte einen verwaschenen Reflex, der sich für den Bruchteil einer Sekunde in einer Entfernung von nicht mehr als 200 Kilometern bewegt hatte. Er war plötzlich aufgetaucht und ebenso unmotiviert wieder verschwunden. Pradu men Kaan hatte das Syntron-Netz die entsprechenden Berechnungen anstellen lassen. Das Resultat war alles andere als vielversprechend. Der Punkt, an dem der Reflex aufgetaucht war, lag mitten im Dschungel am Oberlauf der Selva. Die vom Computer errechneten Koordinaten wiesen eine Ungewißheit von plus/ minus 20 Kilometern auf. Der Kurs des unbekannten Objekts schien in Richtung Mandalay zu weisen; aber sicher konnte man dessen nicht sein. Über den Punkt, an dem der Reflex wieder verschwunden war, machte der Syntron keine Aussage. Seine Koordinaten ließen sich nicht berechnen. Obwohl der Reflex auf der optischen Darstellung einen scheinbar kontinuierlichen Kurs verfolgte, bezeichneten die Daten, die der Ortter bezüglich des Endes der Kursbahn geliefert hatte, einen Punkt, der mehr als zwei Lichtminuten von Phönix entfernt lag. Da die Reichweite des Nahortungsgeräts nur 200.000 Kilometer betrug, handelte es sich offensichtlich um eine fehlerhafte Messung, verursacht durch den Ortungsschutz des Fremden.

Inzwischen waren die Bewohner der Stadt Mandalay auf die von dem unbekannten Eindringling ausgehende Gefahr aufmerksam gemacht, und obwohl ganz Phönix mitsamt den außenliegenden Raumforts und Raumjägerstationen sich wegen des erwarteten Cantaro-Angriffs im Alarmzustand befand, kostete es keine Mühe, am späten Abend des 24. Januar noch über einhundert Bürger zusammenzutrommeln, die mit ihren Gleitern das Dschungelgebiet absuchten, in dem die Flugbahn des unbekannten Objekts begonnen hatte.

Die helle Sternennacht senkte sich über die ausgedehnten Waldgebiete im Südostsektor des Kontinents Bonin. Die Luft war erfüllt vom Summen der Triebwerke. Perry Rhodan handhabte die eingehenden Meldungen zusammen mit Roi Danton von einer Kommandozentrale des Raumhafens aus. Die Mehrzahl der eingehenden Nachrichten waren ohne Bedeutung und bezogen sich auf Eigenheiten des Geländes, die dem Gleiterpiloten als verdächtig erschienen, sich bei näherer Betrachtung jedoch als natürliche Produkte der Erosion oder der Tektonik erwiesen. Die Sonne war längst untergegangen, und der friedliche Glanz der dichtgedrängten Sterne des Kugelsternhaufens M 30 lag über den Wäldern von Bonin, als einer der Empfänger in der Kommandozentrale die aufgeregte Stimme eines der nächtlichen Sucher übertrug:

»Bresche in der Vegetation. Entfernung achtzehnhundert Meter von Punkt Null. Ich würde sagen, hier hat sich bis vor kurzem noch ein Fahrzeug befunden.«

Rhodan und Danton machten sich sofort auf den Weg. Der Auftrag, die Zentrale zu bewachen und weiterhin eingehende Nachrichten abzuhören, erging an Pradu men Kaan, der sich in der Rolle stetig zunehmender Wichtigkeit wohl zu fühlen schien. Die beiden Männer brauchten zwölf Minuten, um den Punkt zu erreichen. Von dem aus der erfolgreiche Sucher sich gemeldet hatte. Es war auf den ersten Blick klar, daß man hier in der Tat fündig geworden war.

Die Bresche zog sich 50 Meter weit durch das Gestrüpp des Dschungels. Das fremde Fahrzeug hatte den Boden nicht berührt. Niedriges Gewächs war unversehrt; aber am Blattwerk der Bäume, die entlang der Bresche wuchsen, zeigten sich Sengspuren, die darauf hinwiesen, daß das unbekannte Fahrzeug in einer Art Stütz- oder Prallfeld geruht hatte. Die Form der Waldlücke brachte Perry Rhodan zu der Überzeugung, daß das Schiff des Fremden länglich, mit einer Maximalausdehnung von 60 Metern, gewesen sein müsse: viel zu groß für ein Bodenfahrzeug, aber wesentlich kleiner, als man sich überlichtschnelle Raumschiffe gemeinhin vorstellte.

Aber Vergleiche, die sich an den Maßstäben des Bekannten und Vertrauten orientierten, waren hier vermutlich unangebracht. Dem Unbekannten stand eine Technik zur Verfügung, an der sich die galaktische nicht messen konnte. Ihr mochten Kubikzentimeter genügen, um ein interstellares, überlichtschnelles Triebwerk unterzubringen, wo der konventionelle Raumschiffbau Hunderte von Kubikmetern gebraucht hätte.

Roi Danton rief Teams von Spezialrobotern herbei, die die Bresche untersuchen sollten. Von Bedeutung waren insbesondere die Schäden, die an der Vegetation entstanden waren. Eine detaillierte Analyse würde möglicherweise Schlüsse darauf zulassen, was für eine Art von Fahrzeug sich hier fast drei Wochen lang aufgehalten hatte und welcher Antriebsmethode es sich bediente.

Es wäre Perry Rhodan angenehm gewesen, wenn er aus den Daten, die Pradu men Kaans Orter aufgezeichnet hatte, hätte schließen können, daß der unheimliche Fremde von Phönix abgereist war. Aber die Phantom-Ortung stammte von einem Nahorter-Gerät. Die Apparate der Fernortung hatten nichts angezeigt. Die einzige Vermutung, die die derzeit vorliegenden Meßergebnisse zuließen, war, daß der Unbekannte lediglich den Standort seines Kleinraumschiffs verändert hatte. Er befand sich nach wie vor auf der Welt der Freihändler und verfolgte ohne Zweifel weiterhin die Absicht mit der er ursprünglich hierhergekommen war.

Die Suche war abgeblasen worden, die Mehrzahl der Suchfahrzeuge nach Mandalay zurückgekehrt. Nur gelegentlich hörte man noch das Summen von Gleitertriebwerken: Das waren die Fahrzeuge der Unermüdlichen, die glaubten, das Gespenst könne womöglich noch in unmittelbarer Nähe seines bisherigen Landeplatzes gefunden werden. Die Spezialroboter waren geräuschvoll im Laubwerk des Dschungels zu Gange. Man konnte sich auf sie verlassen. Es würde ihnen nichts entgehen, was der Fremde an Spuren hinterlassen hatte.

Rhodan und Danton hatten ihren Gleiter am südöstlichen Ende der Bresche geparkt. Die beiden Luken des Fahrzeugs standen offen. Perry Rhodan sah nachdenklich einer Gruppe von Gleitrobotern zu, die sich in der Höhe der Baumwipfel am versengten Laub zu schaffen machten.

»Was auch immer sein Ziel ist«, sagte Roi Danton bitter, »es muß sich irgendwo auf Bonin befinden. Die anderen Kontinente sind nicht besiedelt. Wir leiten eine größere Suchaktion in die Wege. Mag sein Ortungsschutz noch so gut sein: Die tausend Tonnen Polymermetall müssen aufzuspielen sein.«

Rhodan nickte.

»Das sollten wir auf jeden Fall tun«, sagte er, und in seiner Stimme schwang eine Andeutung von Müdigkeit - oder war es gar Fatalismus? »Und sei es nur, weil wir uns sonst später womöglich Vorwürfe machen, das Offensichtliche versäumt zu haben.«

»Sehr zuversichtlich hörst du dich nicht an«, meinte Roi Danton verwundert.

»Die Frage ist, wieviel Zeit er uns läßt«, antwortete Perry Rhodan. »Er wirkt ein wenig verwirrt und hat Schwierigkeiten sich in unserer Welt zurechtzufinden. Aber die Tatsache, daß er sein Schiff an einen anderen Ort verlegt hat, macht mich stutzig. Es könnte bedeuten, daß er inzwischen gelernt hat, sich zu orientieren. Wenn es sich wirklich so verhält, müssen wir damit rechnen, daß er in nächster Zeit zuschlägt.«

»Ich gebe trotzdem die nötigen Anweisungen«, sagte Roi Danton.

»Du hast recht: und wäre es nur zu dem Zweck, daß wir uns später ...«

Weiter kam er nicht. Aus dem Innern des Gleiters gellte das schrille Pfeifen des Alarmgeräts. Als die Pfeiftöne verstummten, war eine Computerstimme zu hören:

»Sundance! Sundance! Sundance!« Das war der Codebegriff, den man für den Fall eines cantarischen Angriffs vereinbart hatte. »Die Fernortung erfaßt fünfzig Raumschiffe, die in einer Entfernung von dreißig Lichtjahren zu einem kurzfristigen Orientierungsmanöver aus dem Hyperraum aufgetaucht sind. Ihr Kursvektor weist in Richtung des Ceres-Systems. Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um Kampfschiffe der Cantaro handelt, beträgt neunundachtzig Prozent.«

Vater und Sohn nickten sich einander zu.

»Es geht los«, sagte Perry Rhodan bitter.

25. Januar 1146

Um 00.12 Uhr begann es im Raum um Phönix zu flackern. Ein Beobachter, der sich allein auf seine Augen verließ, hätte davon kaum etwas wahrgenommen. Erstens war das nächtliche Sternenlicht zu intensiv, und zweitens waren die mit den schweren Ferngeschützen ausgestatteten Raumforts viele Lichtminuten von der Welt der Freihändler entfernt.

Aber auf den Ortsbildern der ODIN sah man die spiralförmigen Bahnen der Transformgeschosse. Man sah auch die Reflexe der 50 Cantaro-Schiffe, die vor wenigen Sekunden aus dem Hyperraum ins 4D-Kontinuum gefallen waren. Die breite Angriffsformation des Gegners verriet, daß er mit handfestem Widerstand rechnete. Aber die geballte Feuerkraft, die ihm aus Hunderten von großkalibrigen Geschützen entgegenloderte, mußte ihn wohl überraschen. Er konnte nicht vorhergesehen haben, daß die Freihändler so gut gewappnet waren.

Perry Rhodan und Roi Danton hatten mit Hilfe der Space-Jet, die im Raumhafen von Bonin für sie bereitstand, die ODIN binnen kürzester Zeit erreicht. Die ODIN, die KAR-MINA und die CIMARRON befanden sich weiterhin im Ortungsschutz der Sonne Ceres. Die ausgeschleusten Sonden sorgten für einwandfreie Kommunikation mit den Kommandozentren auf Phönix und den übrigen Planeten und Monden des Ceres-Systems.

Die ersten Treffer wurden registriert. Den Transformprojektilen waren auch die Feldschirme der Cantaro nicht gewachsen. In den ersten vier Minuten nach Eröffnung des Feuers vergingen sechs cantarische Raumschiffe in der Glut thermonuklearer Explosionen. Aber der Verband behielt seinen ursprünglichen Kurs bei. Er hatte den Befehl erhalten, Phönix zu vernichten, und diesen Befehl würde er befolgen. Die Cantaro begannen, Ausweichmanöver zu fliegen. Aber die Feuerleitcomputer, die auf Ronald Tekeners Anweisung hin mit neuer Programmierung versehen worden waren, schien jede Bewegung der feindlichen Fahrzeuge im voraus zu ahnen und lenkten das Feuer dorthin, wo es die größte Wirkung erzielte.

Die Hochrechnung ging auf. Dreißig Prozent des cantarischen Verbandes waren vernichtet oder außer Gefecht gesetzt, bevor der Feind die Bahn des sonnenfernsten Planeten, Ultima, überschritt. Die Cantaro zeigten dennoch keinerlei Neigung, ihr Vorhaben aufzugeben. Ihre Schiffe kreuzten durch den Raum, stets bedacht, dem Feuer der Verteidiger auszuweichen, und dabei Beschleunigungswerten unterworfen, die ihre Antigravs wahrscheinlich nur noch mit Mühe neutralisieren konnten. Man konnte über die Cantaro denken, wie man wollte, aber ihr Kampfgeist verdiente Respekt. Sie flogen nicht stumpfsinnig ins Verderben. Sie hatten einen Plan, wie sie die Verteidigungsstrategie des Gegners überlisten könnten, und diesem Plan folgten sie mit Verbissenheit.

Rings um die große Kommandokonsole der ODIN leuchteten Bildflächen. Jede einzelne Phase der Raumschlacht wurde dargestellt. Roi Danton hatte die Augen überall. Die Verteidigungsstrategie war vorab besprochen; aber die einzelnen Abschnitte des Kampfes wurden dennoch durch wörtlichen Befehl eingeleitet.

»Raumjäger einsatzbereit?« ging nun Dantons Stimme über Hyperfunk hinaus.

Die Antworten lagen binnen weniger Sekunden vor: grüne Kontrolllichter auf einem eigens für diesen Zweck reservierten Sektor der Konsole.

»Raumjäger - Start!« kam Dantons Befehl.

Die Ortsbilder zeigten die Reflexe von Porta, Ultima und dem Mond Styx. Roi Danton hatte die Anordnung kaum ausgesprochen, als aus den kreisrunden Scheiben der Himmelskörper Funken hervorsprühten, die sich blitzschnell formierten und in weitgefächerter Front aus verschiedenen Richtungen dem Angreifer entgegenrasten. Die Cantaro erkannten die neue Gefahr sofort und nahmen die Jäger unter Feuer. Aber die kleinen, schwerbewaffneten Fahrzeuge waren von überragender Manövrierfähigkeit. Der Angreifer erzielte kaum einen Treffer. Dafür waren die Raumjäger schon nach kürzester Zeit in Schußweite, und das Trommelfeuer, das jetzt über die Schiffe der Droiden hereinbrach, stellte alles, was ihnen bisher an Abwehrkraft entgegengeworfen worden war, weit in den Schatten.

Die Robotjäger erwiesen sich als besonders wirksam. Sie stießen ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit bis in unmittelbare Nähe der feindlichen Einheiten vor und feuerten ihre Geschütze mit solcher Zielsicherheit ab, daß kein gegnerischer Schutzschirm ihren Salven standzuhalten vermochte. Da spielte es

nur noch eine geringe Rolle, daß keines der Robotfahrzeuge die Attacke überlebte. Sie vergingen eines nach dem andern im cantarischen Abwehrfeuer. Aber als der letzte Robotjäger aufflammte, waren von den ursprünglich fünfzig Raumschiffen der Angreifer nur noch fünfzehn übrig. Die Hochrechnung war abermals aufgegangen. Der Feind hatte mehr als ein Drittel seiner Streitmacht verloren.

Aber er wankte noch immer nicht. Die fünfzehn verbleibenden Raumschiffe setzten den Flug in Richtung Phönix fort. Der Augenblick war gekommen, die letzte und entscheidende Phase der Verteidigungsstrategie einzuleiten. Perry Rhodan setzte sich über Hyperkom mit Ronald Tekener in Verbindung, der in der Befehlszentrale des Raumhafens von Bonin das Kommando führte.

»Hier ist alles noch ruhig«, sagte der Narbengesichtige. »Es dauert noch ein paar Augenblicke, bis die Cantaro nahe genug herangekommen sind, daß sie ein wirksames Feuer eröffnen können.«

»So weit lassen wir sie nicht kommen«, antwortete Rhodan grimmig. »Wir sind startbereit.«

Der Hyperkom, durch Sonden vermittelt, übertrug sein Bild an die anderen Schiffe des Verbands: an die CIMARRON und die KARMINA, die sich in unmittelbarer Nähe der ODIN befanden, aber auch an die MONOCE-ROS und die HERCULES, die auf Porta stationiert waren, und an die LYNX, die CEPHEUS und die CYG-NUS, die ihren Standort auf Ultima hatten. Das Zeichen war vereinbart. Perry Rhodan hob den rechten Arm, hielt ihn eine Sekunde in der Senkrechten und ließ ihn rasch wieder sinken.

Das Zeichen zum Start war gegeben.

Die Schiffshülle der ODIN vibrierte leise, als das mächtige Schiff mit höchsten Beschleunigungswerten Fahrt aufnahm. Der entscheidende Abschnitt der Schlacht über Phönix hatte begonnen.

Jennifer Thyron erschien die Ruhe, die die sternenhelle Nacht über Mandalay erfüllte, im höchsten Grade unnatürlich. Sie hatte mit Hilfe der Kommunikationsgeräte die ersten beiden Phasen der Raumschlacht verfolgt und war darüber informiert, daß es unweit von Phönix - in Entfernungen, die von einer halben bis zu mehreren Lichtstunden reichten - um Leben oder Tod ging.

Sie hatte auf dem Orterbild die explodierenden Sterne der Cantaro-Schiffe und der robotischen Raumjäger gesehen, und plötzlich war in ihrer Seele die Kälte eingezogen. Sie hatte nicht mehr zuschauen wollen und sich verzweifelt gefragt, warum es solche Dinge überhaupt geben müsse.

Sie hatte die Geräte ausgeschaltet und war in den Aufenthaltsraum zurückgekehrt. Sie war alleine. Ronald Tekener führte das Kommando in der Befehlszentrale des Raumhafens. Bisher war seine Aufgabe leicht gewesen. Die Verteidigung bemühte sich, den Feind weit draußen im Raum zu vernichten. Erst wenn es den Cantaro gelang, bis auf zwei oder weniger Lichtminuten an Phönix heranzurücken, würde die planetarische Abwehr in Tätigkeit treten. Es sah nicht so aus, als müßte man sich davor fürchten. Als Jennifer die Empfänger ausgeschaltet hatte, war soeben die dritte Phase der Abwehrschlacht in Fahrt gebracht worden. Sechs Freihändlerschiffe, sechs Einheiten des ehemaligen Tarkan-Verbands, dazu die auf modernste Technik umgerüsteten Schiffe ODIN, CIMARRON und KARMINA: Da konnte nichts mehr schiefgehen. Der Angreifer würde vernichtet werden.

Sie ließ sich von der Automatik ein Glas Wein herrichten. Es war ein echtes Getränk, kein synthetisches: bereitet aus den Trauben, die am Südwesthang der Küstenberge von Bonin wuchsen. Sie nahm einen Schluck der golden schimmernden Flüssigkeit, empfand sie als zu sauer und setzte angewidert den Becher ab. Sie stand auf und ging unruhig im Raum auf und ab. Sie blieb am Fenster stehen und warf einen Blick hinauf in den hellen, sternensäten Himmel. Sie war mit sich selbst unzufrieden. Da draußen tobte ein Kampf ums Überleben, und sie tappte hier herum und hatte nichts anderes zu tun, als sich über einen Becher Wein aufzuregen, der gewiß ganz normal geschmeckt hätte, wenn er ihr unter normalen Umständen vorgesetzt worden wäre.

Sie überlegte sich, ob sie mit Ronald sprechen sollte, und verwarf den Gedanken wieder. Ronald war beschäftigt. Er hatte keine Zeit, sich mit seiner Frau zu unterhalten. Er trug seinen Teil dazu bei, daß die Cantaro Phönix nicht in Schutt und Asche legten. Gab es nichts, was sie zu dieser Anstrengung beitragen konnte?

Es fiel ihr plötzlich auf, daß sie Irmina Kotschistowa seit wenigstens einer halben Stunde nicht mehr gesehen hatte. Die Mutantin bewohnte eines der Gästezimmer des Hauses. Ihr Wohnraum war ebenfalls mit Kommunikationsgeräten ausgestattet. Wahrscheinlich verfolgte sie die Raumschlacht. Sie war in letzter Zeit schweigsam geworden und vermittelte den Eindruck, daß sie lieber allein als in Gesellschaft war.

Verständlich, wenn man bedachte, welches Schicksal ihr zuteil geworden war. Den Verlust eines Zellaktivators verstand so schnell niemand. Dennoch empfand Jennifer die Notwendigkeit, nach der Mutantin zu sehen. Vielleicht war es auch nur die Einsamkeit der Nacht, die in Wirklichkeit so ereignisvoll war, die sie dazu trieb, Gesellschaft zu suchen.

Sie war auf dem Weg zu Irminas

Zimmer, als sie das Geräusch an der vorderen Eingangstür hörte. Sie blieb stehen. Es gab keinen Grund, etwas zu befürchten. Die Bürger von Mandalay waren friedlicher Gesinnung, und wenn irgend jemand sich dennoch gewaltsam Zutritt zu schaffen versuchte, würde der Alarm ansprechen.

Sie wartete. Jemand machte sich am Eingang zu schaffen; soviel war deutlich zu hören. Die Tür knirschte in

den Angeln.

»Wer ist da?« rief sie.

Daraufhin war ein paar Sekunden lang Ruhe. Dann begannen die Geräusche von neuem. Sie bedachte die Alternativen, die ihr zur Verfügung standen: Ronald alarmieren; aber Ronald war mit der Raumschlacht über Phönix beschäftigt. Sich eine Waffe besorgen. Das war's! Sie konnte sich wehren. Sie konnte überdies Irmina Bescheid sagen. Die Mutantin mit ihren metabiotischen Fähigkeiten war eine überaus wertvolle und nützliche Verbündete.

Jennifer stürmte davon.

Das war der Augenblick, in dem die vordere Eingangstür berstend und splitternd zusammenbrach.

Sie wandte sich um und blieb stehen, vor Entsetzen erstarrt.

»Einer hin und noch zwei vor uns!« Roi Danton schrie's voller Begeisterung. Die Geschütze der ODIN spie aus allen Rohren. Die Einheiten der Freihändlerflotte und des Tarkan-Verbands stürzten sich auf den ohnehin verunsicherten Gegner. Die Transformkanonen der ODIN hatten eines der cantarischen Schiffe im ersten Anflug zerblasen. Die gegnerischen Bordcomputer waren noch zu sehr auf die Attacke der Raumjäger und das mörderische Abwehrfeuer der Raumforts konzentriert, als daß sie den Anflug der aus dem Ortungsschatten der Sonne hervorbrechenden Schiffe rechtzeitig hätten erfassen können. Und kaum waren die ODIN, die CIMARRON und die KARMINA über ihnen aufgetaucht, schossen von Phönix, Styx, Porta und Ultima 12 weitere Einheiten auf das dezimierte Häuflein der Angreifer zu.

Die cantarische Technik war denen der Verteidiger immer noch überlegen, obwohl auf galaktischer Seite in den vergangenen Monaten erhebliche Fortschritte erzielt worden waren. Unter normalen Umständen wären die Cantaro-Schiffe durchaus in der Lage gewesen, sich eines zahlenmäßig gleichen Gegners zu erwehren. Aber Perry Rhodans Strategie zielte darauf ab, den Feind durch immer neue Vorstöße in Verwirrung zu stürzen.

Und sie war erfolgreich! Die Cantaro wußten nicht mehr, nach welcher Seite hin sie sich zuerst verteidigen sollten. Ihre Bordcomputer vergeudeteten wertvolle, lebenswichtige Zeit, sich jeweils auf die neueste Situation einzustellen und das Abwehrfeuer dementsprechend zu dirigieren. Die Raumjäger flogen ununterbrochen Angriffe gegen die noch verbleibenden Cantaro-Schiffe. Bei klarem Schußfeld überschütteten die schweren Geschütze der Raumforts den Angreifer mit ihrem Feuer. Und wenn die Geschütze schwiegen, stießen die schweren Kampfschiffe zu, allen voran die ODIN, die für derartige Auseinandersetzungen bestens ausgerüstet war.

Der cantarische Widerstandswille wurde systematisch zermürbt. Die Cantaro waren Droiden, fast schon Roboter, denen die Durchhaltementalität durch entsprechende Konditionierung injiziert werden konnte. Aber zum Schluß entschied der winzige Rest freier Willensentfaltung, der auch den Fast-Robotern noch verblieb. Sie sahen den Untergang auf sich zukommen und erkannten, daß er unvermeidlich war. Daraufhin ergriffen sie den einzigen Ausweg, der denkenden Wesen noch verblieb: Sie nahmen Reißaus.

Das Ortsbild im Kontrollraum der ODIN zeigte es deutlich. Die letzten Cantaro-Einheiten formten sich zum dichtgeschlossenen Verband und strebten mit Höchstbeschleunigung aus dem Ceres-System hinaus.

»Feuer einstellen!« sagte Perry Rhodan.

»Halali«, sekundierte Roi Danton.

Ein paar Sekunden lang herrschte das Schweigen der Erschöpfung im dichtbesetzten Kommandoraum des Rhodanschen Flaggschiffs. Dann wandte sich Norman Glass, der 1. Pilot, mit einem weithin hörbaren Seufzer um.

»Ich will mich in dieser Runde nicht unbeliebt machen«, sagte er. »Aber es besteht die Möglichkeit, daß in den nicht völlig zerstörten Cantaro-Schiffen noch Überlebende vorhanden sind. Stünde es uns nicht vorzüglich an ...«

»Spar dir die Salbaderei, Norman«, sagte Perry Rhodan so laut, daß es jeder im Kontrollraum hörte, aber mit einem freundlichen Grinsen auf dem Gesicht. »Gib die Anweisung! Wir suchen nach überlebenden Cantaro.«

Die Tür explodierte, als hätte jemand eine Bombe dagegen geworfen. Voller ungläubigen Entsetzens sah Jennifer die Splitter und Fetzen durch die Luft fliegen. Es war zu spät, sich jetzt noch eine Waffe zu beschaffen. Sie war wehrlos.

Fassungslos starrte sie auf die Erscheinung, die sich durch den leeren Türrahmen schob. Sie sah ein Gebilde, das einer überdimensionalen Kerzenflamme ähnelte. Im Innern der Flamme waren undeutlich die Umrisse eines nicht humanoiden Körpers zu erkennen.

Fetzen der Erinnerung schossen ihr durch den Sinn. War das das Gebilde, das Pradu men Kaan im Phantombild gesehen hatte? Sie wollte sich zur Flucht wenden. Aber wohin hätte sie vor einer leise flackernden Flamme, die schwerelos auf sie zuglitt, fliehen sollen? Sie wollte schreien, aber die Stimmbänder versagten ihr den Dienst. Sie stand da und starrte hilflos den unheimlichen Eindringling an.

Die Flamme hielt in geringer Entfernung an. Jennifer meinte, sie müsse die Hitze spüren, die von dem brennenden Gebilde ausging. Statt dessen wurde ihr kalt. Sie glaubte noch einmal die Worte zu hören, die



Irmira Kotschistowa am frühen Morgen des vergangenen Tages gesprochen hatte:

»Es sah aus wie ein leuchtender Nebel; aber alles in seiner Umgebung war kalt, entsetzlich kalt ...«

Während die überdimensionale Kerzenflamme vor ihr tanzte und zitterte, kehrte ihr Selbstbewußtsein zurück. Sie wurde zornig.

»Wer bist du?« herrschte sie das leuchtende Gebilde an. »Was willst du von mir?«

Die Flamme antwortete nicht. Jennifer versuchte, die Silhouette im Innern der Flamme zu erkennen, aber damit hatte sie wenig Glück. Schlieren bewegten sich durch die Hülle der Leuchterscheinung und behinderten den Blick.

Sie faßte Mut.

»Scher dich zum Teufel!« schrie sie. »Ich brauch' dich nicht!«

Sie warf sich herum und wollte davonlaufen. Plötzlich hörte sie ein hohles Rauschen in der Luft. Das Geräusch allein schien ihr alle Kraft aus den Muskeln zu saugen. Sie konnte sich nicht mehr bewegen. Sie stürzte. Sie sah, wie die tanzende Flamme auf sie zukam. Sie wollte die Arme in die Höhe reißen, um sich zu schützen, aber nicht einmal das gelang ihr mehr. Ein harter Schlag traf sie gegen den Schädel. Sie war halb bewußtlos, als sie spürte, wie etwas an ihrem Hals zerrte.

Da begann sie, vor Angst zu schreien.

Irmira Kotschistowa hatte nicht etwa die Raumschlacht verfolgt, wie Jennifer Thyron gemeint hatte. Sie war mit der Erhaltung ihrer Zellen beschäftigt. Erst als sie Jennifers angsterfüllten Schrei hörte, schrak sie auf. Sie rannte in den Wohnraum hinaus. Als erstes fiel ihr auf, daß es ungewöhnlich kalt geworden war. Dann sah sie die Trümmer der Eingangstür, die überall am Boden zerstreut lagen.

Jennifer war bewußtlos. Ein unbeschreiblicher Ausdruck, eine Mischung aus Furcht und Entsetzen, hatte sich auf ihrem Gesicht eingegraben. Irmira untersuchte die Ohnmächtige. Ihre Kleidung war in Unordnung. Die Mutantin öffnete Jennifers blusenähnliches Obergewand und bemerkte den blutunterlaufenen Striemen, der sich um den Hals gebildet hatte.

Da wurde ihr klar, was geschehen war.

Sie riß Jennifers Kleider vom Leib. Ihr Verdacht wurde sofort bestätigt.

Jennifer Thyrons Zellaktivator, den sie an einer Kette um den Hals getragen hatte, war verschwunden.

Viele Überlebende gab es nicht. Insgesamt 17 Cantaro wurden von der ODIN, der CIMARRON und der KAR-MINA im Lauf der ersten zwei Stunden nach der Schlacht aufgelesen. Man wußte inzwischen, wie man mit den Droiden umzugehen hatte. Die Koordinationsselektoren wurden ihnen aus den Körpern operiert. Danach sperrte man die Gefangenen in hyperenergetische Fesselfelder. Die Erinnerung an Daarshol war noch lebendig. Daarshol hatte es fertiggebracht, drei syntonische Komponenten seines Droidenkörpers miteinander zu koppeln und auf diese Weise den Verlust des Koordinationsselektors zu kompensieren. Man würde auf einen solchen Trick nicht noch einmal hereinfallen. Die Fesselfelder waren weitläufig strukturiert, so daß den Gefangenen ein gewisses Maß an Bewegungsfreiheit blieb. Die Verwundeten ließ man von Medorobotern versorgen, die sich durch kurzzeitig in die Feldhüllen geschaltete Strukturlücken Zugriff zu ihren Patienten verschafften.

Es ging auf vier Uhr Terra-Standardzeit, als an Bord der ODIN nahezu gleichzeitig zwei Hyperfunkgespräche der Priorität 1 empfangen wurden. Der erste stammte von Pradu men Kaan und hatte folgenden Wortlaut: »Eine weitere Phantom-Ortung. Diesmal besteht kein Zweifel, daß der Unbekannte Phönix endgültig verlassen hat.«

Der Text wurde vom Bordrechner aufgezeichnet. Perry Rhodan las ihn und empfand Sorge. Das Phantom hatte sich abgesetzt. Wann? Bevor oder nachdem es seine Absicht verwirklicht hatte?

Er war noch mit seinen Gedanken beschäftigt, als der Hyperkom sich ein zweites Mal meldete. Diesmal bedurfte es keiner Aufzeichnung. Irmira Kotschistowas Stimme kam laut und deutlich über den Empfänger, und die Panik, die in ihren Worten mitschwang, war nicht zu überhören.

»Der Schemen hat zugeschlagen. Jennifers Zellaktivator ist verschwunden !«

Perry Rhodan reagierte sofort. Sein Rundspruch erging an alle Schiffe, die sich derzeit noch zwischen den Planetenbahnen des Ceres-Systems im Raum befanden.

»Die ODIN meldet sich ab und kehrt nach Phönix zurück. Die Aufräumarbeiten gehen planmäßig weiter. Wir sehen euch in spätestens zwölf Stunden.«

Eine halbe Stunde später schleuste sich die ODIN in einen der unterirdischen Hangars des Raumhafens auf Phönix ein. Transmitter brachten Perry Rhodan und Roi Danton nach Mandalay. Im Laufschrift bewältigten sie die kurze Strecke, die das Haus, in dem Jennifer Thyron und Ronald Tekener wohnten, von der Transmitterstation trennte.

Ronald Tekener erwartete sie im großen Wohnraum. Sein Gesicht wirkte steinern.

»Sie lehnt es ab, daß ich ihr mit meinem Aktivator aushelfe«, sagte er mit schwerer Stimme. »Irmira ist bei ihr. Sie hofft, den Zellverfall aufhalten zu können.«

»Sie hat es am eigenen Körper geschafft«, antwortete Perry Rhodan. »Es wird ihr auch bei Jennifer gelingen.«

»Ja«, sagte Tekener trocken.

Perry Rhodan ging auf den Narbengesichtigen zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Ich weiß, es ist schwer«, begann er, schüttelte den Kopf und fuhr nach einer kurzen Pause fort: »Ein guter Tröster war ich noch nie. Also konzentrieren wir uns auf das, was wichtig ist. Hat Jennifer etwas beobachtet, was uns weiterhelfen könnte?«

»Sie hat eine Flamme gesehen«, antwortete Ronald Tekener dumpf. »Eine überdimensionale Kerzenflamme und darin den Umriß eines fremdartigen Wesens. Sie bekam einen Schlag gegen den Schädel und spürte, wie ihr etwas am Hals zerrte. Mehr weiß sie nicht. Als Irmina sie fand, war der Zellaktivator verschwunden.«

Perry Rhodan antwortete zunächst nicht. Sein Blick war zu Boden gerichtet. Ronald Tekener wartete eine halbe Minute, dann brach seine Unsicherheit durch.

»Sie wird es überleben, Perry, nicht wahr?« fragte er hastig. »Sie wird nicht sterben, nur weil ein Monster daherkommt und ihr den Zellaktivator abnimmt. Wer ist das, Perry? Wer tut solche Dinge?«

»Ich weiß nicht, wer es ist«, sagte Rhodan. »Ich kenne auch seine Absichten nicht. Was Jennifer angeht: Diejenige, die ihr am ehesten helfen kann, ist Irmina. Irmina hat unter Beweis gestellt, daß sie den Verlust des eigenen Zellaktivators überwinden konnte. Sie wird auch Jennifer helfen.«

Es fiel ihm schwer, dem Freund in die Augen zu sehen. Wie sollte er ihm Trost zusprechen, wenn jedermann erkennen konnte, daß die Metabiogruppiererin zwar die 62-Stunden-Frist bei lebendigem Leib überstanden hatte, seitdem jedoch in beängstigender Weise gealtert war?

Bevor Tekener auf seine Worte reagieren konnte, fuhr Rhodan fort:

»Auf Heleios stehen uns bessere medotechnische Einrichtungen zur Verfügung als hier. Ich habe volles Vertrauen zu Irmina und ihren metabiotischen Fähigkeiten. Trotzdem bin ich der Ansicht, daß Jennifer so rasch wie möglich zur Welt der *Widder* gebracht werden sollte. Ich hatte ursprünglich die Absicht, die HARMONIE in die ODIN einzudocken. Aber ich sehe keinen Grund, warum Salaam Siin nicht sofort mit seinem Schiff aufbrechen sollte. Der Einbau des Pulswandlers ist abgeschlossen. Beodu und Gucky werden sich wahrscheinlich nicht von ihrem Freund trennen wollen. Irmina und Jennifer könnten mit den Ophaler reisen.« Die Härte war aus Ronald Tekeners Zügen verschwunden. Hilflosigkeit leuchtete aus seinen hellblauen Augen.

»Ich tue alles, was getan werden muß, Perry.« Seine Stimme zitterte. Erschreckt stellte Perry Rhodan fest, daß der Mann dem Zusammenbruch nahe war. Das Schicksal der geliebten Frau hatte den Smiler bis auf den Grund seiner Seele erschüttert. »Ich spreche mit ihr. Du veranlaßt inzwischen das Nötige?« Rhodan nickte stumm. Er war froh, daß er nicht gefragt worden war, ob er Jennifer sehen wolle. Was hätte er zu ihr sagen sollen? Welchen Trost hätte er ihr geben können?

Er wandte sich ab und verließ das Haus. Roi Danton hatte inzwischen einen Gleiter beschafft. Perry Rhodan setzte sich mit der ODIN in Verbindung und bekam Salaam Siin zu sprechen. Der Sänger von Ophal war mit Rhodans Vorschlag einverstanden. Auf seine eigene Weise - mit Worten, die von elegischen Harmonien untermalt waren - brachte er sein Bedauern über das harte Schicksal zum Ausdruck, das Jennifer Thyron betroffen hatte. Er war bereit zu helfen, wo auch immer er konnte. Es war rührend, den Eifer und die Aufrichtigkeit des kleinen nicht-humanoiden Geschöpfes zu sehen.

An Bord der ODIN wurden Vorbereitungen getroffen, den Meistersänger zu seinem Raumschiff zu bringen. Die HARMONIE war startbereit. Perry Rhodans Vermutung erwies sich teilweise als richtig: Beodu wollte sich nicht von seinem ophalischen Freund trennen. Gucky hingegen blieb auf der ODIN. Rhodan erhob dagegen keinen Einwand. Die Arbeit auf Phönix war getan. In ein paar Tagen war die Welt der Freihändler evakuiert.

Auf dem Rückweg zum Raumhafen empfingen sie die Meldung der CI-MARRON, die als Kommandoschiff fungierte, seitdem die ODIN verfrüht nach Phönix zurückgekehrt war. Reginald Bulls Stimme war die Erleichterung anzuhören, als er sagte:

»Der Kehraus ist beendet. Weitere überlebende Cantaro wurden nicht gefunden. Alle Einheiten kehren nach Phönix zurück.«

Der Exodus vollzog sich in nüchterner Stimmung. Phönix war eine paradiesische Welt, aber man merkte den Freihändlern an, daß sie sie niemals als dauernde Heimstatt betrachtet hatten. Es war Geoffry Waringers Idee gewesen, die Widerstandsorganisation im Ceres-System anzusiedeln. Die Freihändler hatten während der Jahrhunderte ihres Aufenthalts Bedeutendes geleistet und Anlagen geschaffen, die noch nach Jahrtausenden Zeugnis von ihrer Anwesenheit ablegen würden. Aber jetzt war es an der Zeit weiterzuziehen. Heleios wartete. Auch dort würden die Männer und Frauen und die Extraterrestrier wohnen und arbeiten und - wenn es sein mußte auch kämpfen, ohne sich jemals heimisch zu fühlen. Ihre Sehnsucht galt der wahren Heimat: Terra, Arkon, dem Blauen System, Ertrus, Epsal - je nachdem, woher ihre Vorfahren gekommen waren. Ihr Streben ging danach, die Tyrannen der Milchstraße zu vertreiben und sich dort anzusiedeln, wo ihre Ahnen gelebt hatten. Ob sie ihr Ziel noch zu Lebzeiten erreichen würden oder den Kampf gegen die Despoten ihren Nachfahren als Erbe hinterlassen mußten, war un-gewiß. Wenn man die Dinge aus dieser Warte betrachtete, wunderte es einen nicht, daß der typische Freihändler eine gehörige Portion Nihilismus mit sich herumtrug,

gewissermaßen als Schutzhaut, die die Seele vor Schaden bewahrte.

Die verbleibenden Freihändler-Raumschiffe sowie die Einheiten des ehemaligen Tarkan-Verbands machten sich in Gruppen zu zweien und dreien auf den Weg nach Heleios. Der Kurs und die Koordinaten waren bekannt. Alle Fahrzeuge waren mit Pulswandlern ausgestattet. Das Ziel wurde auf unterschiedlichen Routen angefliegen, falls die Cantaro vom Auszug der Phönix-Bewohner Wind bekämen und Lust verspürten, sich für ihre Niederlage im Ceres-System zu rächen, indem sie den Auswanderern auflauerten.

Eigentlich hätte sich die HARMONIE als erste auf den Weg machen sollen. Da hatte es jedoch eine überraschende Änderung des ursprünglichen Planes gegeben. Perry Rhodan befand sich im Kontrollraum der ODIN; als er Ronald Tekeners Anruf erhielt. Der Smiler hatte die Unsicherheit des vergangenen Tages überwunden. Er wirkte gefaßt und nüchtern, wie man es von ihm gewohnt war.

»Jennifer hat sich anders entschieden«, sagte er. »Sie fühlt sich in Irminas Obhut wohl und möchte nicht mit der HARMONIE reisen.« »Jennifer wird jeder Wunsch erfüllt«, antwortete Perry Rhodan. »Welches Schiff hat sie sich ausgesucht?« »Die ODIN.« Rhodan sah überrascht auf.

»Wir bleiben bis zuletzt hier. Unser Start ist auf den fünften Februar festgesetzt. Hat sie sich das überlegt?«

»Sie weiß es«, sagte Tekener. »Es macht ihr nichts aus, solange Irmina bei ihr bleibt, und dazu hat sich Irmina bereit erklärt.« Perry Rhodan nickte.

»Ihr seid an Bord meines Schiffes jederzeit willkommen.«

So geschah es, daß die HARMONIE mit dem dritten Pulk der Auswandererschiffe in Richtung Heleios aufbrach. Beodu leistete seinem Freund Salaam Siin Gesellschaft. In wenigen Tagen würde man sich auf Heleios Wiedersehen.

Es wurde allmählich einsam auf der Paradieswelt Phönix. Am 2. Februar 1146 brach die letzte Gruppe von Raumschiffen auf: zwei Einheiten der Freihändler und die LYNX. Die Häuser in Mandalay waren leer geräumt. Die Freihändler hatten alles mitgenommen, was ihnen im Lauf der Jahre lieb und teuer oder ganz einfach unentbehrlich geworden war.

Zurück blieb allein die ODIN mit Besatzung. Die Orterinstallationen auf Phönix und den übrigen Planeten und Monden des Ceres-Systems waren nach wie vor in Tätigkeit und lieferten ihre Daten automatisch an das syntronische Computernetz des Raumhafens Bonin. Niemand wußte, wann die Cantaro zurückkehren würden. Nur daß sie zurückkehren würden, war jedermann klar. Der Autopilot der ODIN war darauf programmiert, das Schiff sofort in Startbereitschaft zu versetzen, sobald die Orter den ersten verdächtigen Reflex registrierten.

In den letzten Tagen beschäftigte sich die Mannschaft der ODIN mit Aufräumarbeiten. Was an brauchbarem technischem Gerät in der Stadt Mandalay und im Raumhafen noch vorhanden war, wurde an Bord genommen - in erster Linie die Komponenten des Transmittersystems, das Stadt und Hafen in der Vergangenheit verbunden hatte.

Die cantarischen Überlebenden, die die ODIN aufgenommen hatte, befanden sich wohl. Soweit sie Verletzungen erlitten hatten, waren sie von Medorobotern versorgt worden. Es fehlte ihnen nicht an den Notwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Man überließ sie sich selbst. Intensiv würde man sich mit ihnen erst auf Heleios beschäftigen. Perry Rhodan rechnete damit, daß die Konfrontation mit den drei Anoree die Cantaro dazu veranlassen würde, weniger störrisch zu sein, als man es von cantarischen Gefangenen gewohnt war.

Inzwischen hatte er Jennifer Thyron gesehen. Dank Irmina Kotschistowas Bemühungen hatte sie die kritische 62-Stunden-Frist nach dem Verlust des Zellaktivators überstanden. Man sah ihr nicht an, daß ihr das kostbare Gerät abhanden gekommen war. Sie wirkte munter und zuversichtlich. Der Mutantin dagegen war anzumerken, daß sie all ihre paranormalen Kräfte einsetzen mußte, um Jennifer vor dem terminalen Zellverfall zu bewahren. Irmina war im Lauf der beiden vergangenen Tage deutlich gealtert.

Unter derartigen gemischten Vorzeichen brach schließlich der 5. Februar an.

#### *5. Februar 1146*

Der herrliche Planet mit dem Blau seiner Ozeane, dem Grünbraun der Landmassen und den weißen Tupfen der Wolkenfelder blieb rasch hinter dem mit Höchstwerten beschleunigenden Raumschiff zurück und war nach wenigen Augenblicken nur noch ein heller Lichtfleck, den das Auge mit Mühe vom Meer der Sterne des Kugelsternhaufens M 30 trennte.

Die ODIN hatte Kurs auf die Milchstrasse gesetzt. Der Pulswandler war einsatzbereit. Das Hindernis des Chronopuls-Walls, an dem Generationen von Raumfahrern gescheitert waren, würde für Perry Rhodans Flaggschiff kein Hindernis darstellen.

Der Flug war Routine. Von der nächsten Angriffswelle der Cantaro gab es immer noch keine Spur. Der Autopilot kontrollierte die Beschleunigungswerte, und als sie die für den Sturz durch den Metagrav-Vortex erforderliche Schwelle überschritten hatten, verbreitete er über Bordinterkom die entsprechende Ankündigung.

Eine Sekunde später schrillte im Kontrollraum der Alarm. Der Hyperkom hatte angesprochen. Perry Rhodan fuhr auf, als er die charakteristische Impulsfolge des Notrufs der terranischen Flotte hörte. Im selben

Augenblick meldete sich über eine der im Raum schwebenden Servos das Ortungssystem zu Wort.

»Unbekanntes Flugobjekt in Sektor drei. Entfernung eins-zwo-zwo-neun und abnehmend.«

Auf dem Orterbild war ein hellleuchtender Reflex zu erkennen.

»Ich möchte sprechen«, sagte Perry Rhodan.

Der leuchtende Energiering eines Mikrophons glitt auf ihn zu.

»Hier ODIN. Wir haben euer Mayday-Signal empfangen. Wie können wir euch helfen?«

Eine Bildfläche baute sich auf. Eine vertraute Gestalt erschien. Iliam Tamsun, Kommandantin und 1. Pilotin der LIBRA, die seit den Tagen des Karaponiden-Abenteuers am Standort der BASIS Wachdienst tat.

»Wir selbst brauchen keine Hilfe«, sagte Iliam. Ihre Augen leuchteten.

»Ich bin froh, dich zu sehen, Perry. Aber die Nachricht, die ich dir bringe, ist keine gute.«

Er nickte ihr zu.

»Laß mich hören«, sagte er. »Ich habe mich mittlerweile zum Spezialisten für den Empfang schlechter Nachrichten entwickelt.«

Während er sprach, gab er durch Handzeichen zu verstehen, daß der Eintritt des Schiffes in den Hyperraum unterbunden werden solle. Norman Glass gab die entsprechenden Anweisungen. Die ODIN ging auf Bremsfahrt.

»Die BASIS ist verschwunden«, sagte Iliam Tamsun.

»Bitte?« reagierte Perry Rhodan verblüfft.

»Die BASIS ist verschwunden«, wiederholte die Kommandantin der LIBRA. »Um es genau zu sagen: Sie ist uns gestohlen worden. Ich fühle mich dafür verantwortlich. Deswegen nahm ich schnellsten Kurs auf Phönix in der Hoffnung, daß ich hier ...«

Sie schwieg, als Rhodan abwinkte.

»Wir müssen in Ruhe darüber sprechen, Iliam«, sagte er. »Komm längsseits. Dann können wir darüber reden, wie die BASIS abhanden gekommen ist.«

## EPILOG

Irina Kotschistowa schlief. Die Mühe hatte sie erschöpft. Vorsichtig, um die Schlafende nicht zu wecken, schwang sich Jennifer Thyron von ihrer Liege. Sie schlich in die Hygiene-Kabine und gönnte sich den Komfort eines warmen Bades. Die ODIN hielt mitten im interstellaren Raum. Von irgendwoher war ein Notruf gekommen. Einzelheiten kannte Jennifer nicht.

Sie ließ sich von einem warmen Luftstrom trocknen. Dabei fiel ihr Blick in den großen Spiegel, der eine Wand der Kabine ausmachte. Sie musterte sich. Sie erinnerte sich an einen Tag vor ungefähr sechs Wochen - richtig: Der Weihnachtstag des Jahres 1145 war es gewesen! -, als sie ebenfalls vor einem Spiegel gestanden und ihr Ebenbild betrachtet hatte. Damals hatte ihr gefallen, was sie sah. Sie war auch heute noch mit ihrer äußeren Erscheinung zufrieden. Aber sie bemerkte die Falten, die sich rings um die Mundwinkel eingegraben hatten.

Zeichen der beginnenden Alterung - oder nur Nachwirkungen der seelischen Anspannung, der sie in den vergangenen Tagen ausgesetzt war?

Irina Kotschistowa hatte sich mit aller Kraft, die ihr zur Verfügung stand, um Jennifer bemüht. Die 62Stunden-Phase, vor der sich Jennifer so sehr gefürchtet hatte, war ereignislos verstrichen. Seitdem hoffte sie wieder. Sie sah zwar, daß Irina selbst sich inzwischen zur Greisin gewandelt hatte. Aber ihr Optimismus ließ sich davon nicht beeindrucken. Die Mutantin würde es schaffen, ihr Leben zu erhalten.

Sie dachte an Ronald Tekener, der sich in einem Nebenraum zur Ruhe gebettet hatte. Tagelang war er nicht von ihrer Seite gewichen. Sie liebte ihn, und allein der Gedanke, daß sie ihm in kurzer Zeit durch den Verlust des Zellaktivators entzogen werden könnte, war ihr unerträglich.

Nicht daran denken!

Sie warf dem Spiegel einen letzten Blick zu, bevor sie sich zum Ankleiden abwandte.

Allen trüben Aussichten zum Trotz: Das Leben - wieviel auch immer ihr noch verblieb - war schön!

**ENDE**